Lenz Schadewacht.

Vierter Band.

Lenz Schadewacht.

Historischer Roman
aus der Brandenburgischen Geschichte

von

Ludovica Hesekiel.

Vierter Band.

Berlin, 1871.
Verlag von Otto Janke.

Erstes Capitel.

Wie Lenz neidisch wurde.

Euer Gnaden sollen fragen nicht,
Sondern schaffen mir und gebieten;
Ich dien' euer Gnad' als meinem Herrn,
Zu verrichten all' sein Beger'n.
Ayrer's Tragödie von der schönen Melusine.

Es war ein heißer August-Nachmittag und in der uralten, hochberühmten Stadt Brandenburg schien alles Leben ausgestorben; auf dem Markt der Neustadt herrschte Todtenstille und der mächtige steinerne Roland, der von Kopf bis zu Fuß versilbert war, blickte auch ermattet darein, hielt aber das Schwert in seiner Rechten doch ganz fest. Auf seinem ehrwürdigen Haupte, das ursprünglich nicht bedeckt war, trug er eine schöne grüne Mütze von Moos und Flechten, auf der ein paar Schwalben eingenickt waren, die den weiten Weg bis zu ihrem am Thurm des Rathhauses, in dessen Schutz der Roland stand, angebrachten Neste

nicht auf einmal hatten machen können. Es war so heiß und so still in Brandenburg, daß sich Niemand um den einzelnen Mann kümmerte, der doch schon eine ganze Weile da auf dem Markte stand und den Roland ansah, als wolle er ein Gespräch mit ihm anfangen. Dieser Mann war von hohem stattlichem Wuchse, der in dem eng anliegenden Unterkleid von hellblauem Tuch und den knappen Beinkleidern auf's Vortheilhafteste sichtbar wurde. Das Oberkleid von Scharlachtuch war nicht gefüttert und hatte lange, weite Aermel, am Halse konnte es mit einer Nestel geschlossen werden, der großen Hitze wegen hatte es der Fremde, denn ein solcher war er offenbar, aber offen stehen lassen. Auch die mit Pelz verbrämte Mütze hatte er abgenommen, so daß sein festes kluges Angesicht mit den großen braunen Augen unter der kühnen Stirn und dem dichten Blondhaar ganz frei ward. Es war eigentlich gut, daß keins der brandenburg'schen Mägdlein auf dem Markt war, denn der Fremde hätte mehr als einem derselben gefährlich werden können, so aber blieben sie verschont. Langsam schritt der Fremde, nachdem er lange genug den Roland angeschaut, bis zum Flusse, in dessen Mitte die Grenze zwischen Altstadt und Neustadt ist. Mitten auf der

Brücke mit dem mächtigen Brückenthurm war die Grenze, und die Augen des Fremden schweiften sehnsüchtig hinüber in die Altstadt. Lenz Schadewacht seufzte gar tief, denn dort drüben die Altstadt mit dem Dom gehörte der Johanneischen Linie, und er durfte nicht hinüber. Es war kein Richterspruch, der Lenz verbannt hatte, nur ein zorniges Wort des Markgrafen, aber er hatte sich Jahre lang diesem zornigen Wort gefügt, weil des Fürsten Wille für ihn Gesetz war, jetzt aber regte sich etwas von dem Trotz des „Freien" in ihm; was hatte ihm der Markgraf zu gebieten, dessen Mann er nicht war, und mit einem raschen Entschluß setzte er den Fuß über die Grenze und war so in die ihm verbotenen Lande eingetreten, denn die Neustadt stand der Ottonischen Linie zu.

Schadewachts Herz schlug heftig. Das Mittelalter war peinlich gewissenhaft in allen Sachen der Ehre, während es das Gesetz oft mit großer Ruhe umging, und der Sohn seiner Zeit bleibt Jeder. Am liebsten wäre Lenz wieder umgekehrt, aber das litt der brandenburgische Trotz nicht. Nun hatte er's gethan, nun mochte entstehen was da wollte. Sehr rasch eilte Schadewacht vorwärts, in's Gesicht wagte

er keinem der wenigen ihm Begegnenden zu sehen, seine Wange röthete sich dunkel vor Scham, daß er verbotene Wege wandele, und doch klopfte sein Herz voll Jubel, daß er den Boden wieder unter den Füßen fühlte, der Markgraf Otto eigen. Es werden heut zu Tage nur Wenige noch draußen in der großen Welt sein, welche diese heilige Ehrfurcht vor einem Fürstenworte begreifen, welche sie ehren, ohne die Achsel darüber zu zucken, selbst unsere märkischen Junker werden's nicht Alle mehr verstehen, aber es ist auch eine Geschichte aus alten Tagen, die wir erzählen.

So schritt Lenz Schadewacht durch die ganze Altstadt, an dem ehrwürdigen Dome und der kleinen Jacobs-Capelle mit der wunderlich gewölbten, in unserem Lande einzigen, Decke vorbei zum Thore hinaus; Sand und Sonnenbrand störten ihn nicht, am liebsten wäre er mit den Schwalben hinein geflogen in den tiefblauen Himmel. So kam er am Fuße des Harlunger Berges, der sich über der Altstadt erhebt, an und begann langsam hinaufzusteigen. Der Weg war noch immer sandig, zu beiden Seiten desselben standen schlanke Birken, zu deren Füßen kurzes Gras sproßte, mit weißen, rothen und blauen Blumen untermischt, rothen Pechnelken und zierlichen

blauen Glockenblümlein auf dünnem Stengel, weißen Gänseblümchen und wildem Klee. Lenz nickte den Blumen zu wie alten Freunden, er hate sein Schwesterlein sie oft zu Sträußchen sammeln sehen und erinnerte sich deutlich ihres glücklichen Lächelns, wenn zu diesen sehr bescheidenen Kindern märkischer Flora sich einmal eine weniger gekannte, buntere Blume verirrt hatte.

Droben auf der Spitze des Harlunger Berges stand die berühmteste Kirche der Brandenburgischen Lande, die auch in ganz Deutschland geehrt und eines zahlreichen Besuches für würdig erachtet wurde. Nach dieser Kirche, die selbst den Dom in Schatten stellte, der damals freilich noch nicht vollendet war, hieß und heißt der Harlunger Berg auch noch heute im Volksmunde der Marienberg; denn der heiligen Jungfrau war das Gotteshaus geweiht, das für eine der vorzüglichsten Stätten galt, „welche sich die hochgelobte Himmelskönigin und Mutter Gottes selbst zu ihrem Lobe auserkoren," wie es in der Chronik heißt. Noch steht im Dome zu Alt-Brandenburg ein kleines Modell dieser merkwürdigen Kirche, die aus einem heidnischen Tempel in ein christlich Gotteshaus umgewandelt wurde. Bei keiner Kirche in Mark

Brandenburg, im nördlichen Deutschland überhaupt nicht, findet sich der dem byzantinischen noch am ähnlichsten Styl der Marienkirche wieder; aber sie bot einen gar stattlichen Anblick dar mit ihren vier mächtigen Thürmen, von denen Jeder auf vier Pfeilern ruhte. Die Thürme trugen vier kleine Säulen, die in einer runden, mit vergoldeten Knöpfen besetzten Spitze endigten. Halbkreisförmige, mit Kuppeldächern versehene Ausbauten waren auf allen vier Seiten angebracht.

Lenz Schadewacht spendete seine Aufmerksamkeit aber zunächst nicht diesem Backsteinbau, sondern er schaute hinab in's Land. Da lagen die Städte Alt- und Neubrandenburg mit ihren Thürmen und mächtigen Bauwerken, die alle zu verschiedenen Zeiten erbaut, jeden Styl aufweisen. Da sind Backsteinbauten und gothische Thürme, Rundbogen und Spitzbogen, und über alle hin schaut der Dom, ein schönes Gebäude, das freilich auch jene Mischung des Styls zeigt, die den Bauten des Mittelalters so häufig eigen, weil ganze Generationen an ihnen arbeiteten, und Jeder die Art seiner Zeit zum Ausdruck darin brachte. Jenseit der Stadt lag ein tiefer blauer See, und die Havel zog sich wie ein silbernes Band

durch die stillen grünen Wiesen drunten und die Kornfelder. Der Wind bewegte die Halme kaum merklich, die Roggenmuhme geht durch's Feld, sagt man in der Mark. Die Roggenmuhme ist das wunderliche Gespenst, welches die Kinder in's Korn lockt, indem es ihnen blaue Kornblumen und rothe Klatschrosen zeigt und sie dann festhält zwischen den Roggenähren, um sie zu tödten. Wie oft war Lenz vor der Roggenmuhme gewarnt worden, und es war ihm, als sähe er wirklich zwischen den Aehren eine weiße nebelhafte Gestalt auftauchen, die einen Strauß brennendrother Klatschrosen in der Hand halte, so daß es ihm einen Augenblick ganz Angst wurde um die beiden Kinder, die am Rand des Feldes nach Schmetterlingen jagten. Auch die Schmetterlinge sind in Mark Brandenburg meist von sehr einfacher Färbung, aber die Kinder jagen ihnen eben so lustig nach, wie anderwärts.

Eine niedrige Mauer, auf der Moos und Flechten aller Art sproßten, umgab die Kirche; die Pforte in derselben stand offen, und der Schlag von Hämmern drang an des Schadewachts Ohr. Es mußte an der Kirche gearbeitet werden, denn hin und wieder ging auch ein ehrsamer Handwerker, die

Mütze grüßend ein wenig aus der Stirn schiebend, an Lenz vorbei.

Eine gute Weile mochte unser Held da oben gestanden haben, als ihn ein Mann mit den Worten anredete: „Mit Vergunst, Herr, wenn Ihr fremd seid, tretet immerhin näher und schaut Euch unsere Kirche an."

Nun ist es aber durchaus nicht märkische Art, einem Fremden also entgegen zu kommen, im Gegentheil, der Brandenburger sieht jedes fremde Gesicht mit einem gewissen Mißtrauen an; Lenz sah sich also sehr erstaunt den höflichen Mann näher an. Es war eigentlich nicht viel zu sehen an der kräftigen Gestalt, dem ehrlichen breiten Gesicht mit den hellen blauen Augen und dem strohfarbenen Haar, aber es lag ein solcher Ausdruck von Behaglichkeit in den nicht unintelligenten Zügen, daß man sich zu dem Manne, der die gewöhnliche aber mit unverkennbarem Geschmack geordnete Kleidung eines Handwerkers trug, hingezogen fühlte.

„Ich bin nicht fremd hier, guter Mann," entgegnete Lenz freundlich, „aber freilich bin ich seit manchem Jahr nicht in der guten Stadt Brandenburg gewesen."

„Mit Verlaub Herr," fuhr der Andere fort, der Lenz unterdeß scharf beobachtet hatte, „aber seid Ihr nicht ein Schadewacht?"

„Du könntest Recht haben, Freund," antwortete Lenz, „haben wir uns schon irgendwo gesehen, ich bin ein gut Stück herumgekommen in der Welt."

„Ich auch," rief der Andere, „aber gesehen haben wir uns zum letzten Mal jenseits der Elbe in Tangermünde, ich bin ja der Ludwig, Richenza's Bruder."

„Freilich, jetzt erkenne ich Dich," sprach Lenz, ihm die Hand reichend, „wie ist Dir's gegangen."

„Immer besser, als ich's verdiente," lachte Ludwig, „aber das erzählt sich besser bei einem kühlen Trunk."

„Willst Du mir Gastfreundschaft geben?" fragte Lenz in seiner herzgewinnenden Weise.

Das Gesicht Ludwigs war eitel Sonnenschein. „Ihr sollt befehlen in meinem Hause," erwiderte er sichtlich geschmeichelt, „mein Weib und ich wollen Euch gehorchen in allen Stücken."

„Du bist verheirathet?" forschte Lenz.

„Freilich," nickte der Andere, „eine schmucke Maurerswittib habe ich heimgeführt und lebe mit ihr in gar glücklicher Ehe."

„Und wo lebst Du?“

„Drüben in der Neustadt und war nur heute draußen, weil's an den Säulen zu bessern gab; hab' einen schönen Drachenkopf herausgemeißelt, der sieht aus wie der Pater Anselm im Kloster drüben.“

„Was thust Du,“ unterbrach ihn Lenz, „Du verspottest die heilige Kirche und ihre Priester.“

Ludwig schüttelte den Kopf. „Habt nur Euer Lebelang mit Priestern zu thun, dann werdet Ihr's begreifen, daß wir Bauleute auf solche Gedanken kommen; sie handeln um jeden Pfennig Lohn, der Kirche müssen wir abgeben von unserm sauer verdienten Gelde, sie drücken und quälen uns auf alle Weise, wir können uns nicht anders rächen. Es giebt keine Kirche, in der die Steinmetzen nicht also ihren Groll gegen die habsüchtigen Priester ausgelassen; sie wissen's auch recht wohl, aber sie machen gute Miene zum bösen Spiel und sagen den dummen Menschen, die Teufels- und Drachenfratzen, das seien tiefe Symbole und wissen sie gar klug zu erklären.“

„Hat Euch Abt Emmeran solches gelehrt?“ meinte Lenz, während sie miteinander den Berg hinabstiegen.

„Abt Emmeran war ein frommer Herr," erwiderte Ludwig, „der wußte auch, wieviel Verkehrtes die Pfaffen lehren, aber wir Maurer und Steinmetzen glauben eben nicht Alles, was sie sagen." Der wackere Meister, denn das war er, schlug sich mit der Hand auf den Mund, als habe er schon zu viel gesagt und gab auch hartnäckig keine Antwort auf Schadewacht's Fragen. Die Freimaurerei ist auch in Mark Brandenburg alt und Meister Ludwig war jedenfalls sehr eifrig darin.

Es war Lenz fast lieb, daß sein Gastfreund in der Neustadt wohnte, denn einmal hineinsehen in das verbotene Land, einmal auf seinem Boden wandeln, das hatte er wohl vermocht, aber darin leben, darin wohnen und wär's auch nur eine Nacht gewesen, das hätte er doch nicht gethan.

Auf dem Wege nach seinem Hause erzählte ihm Ludwig von seiner Wanderzeit in der Fremde, wie er durch Abt Emmeran gut empfohlen und endlich ein geschickter Baumeister geworden sei, dem es hier in Brandenburg, besonders nachdem er die vermögliche Wittwe geheirathet, an Nahrung nicht fehle. In der Fremde, unten im Reich, hatte er denn auch die feine Sitte erlernt, die ihm heut dazu geholfen, Lenz zu

finden. Der gute Meister hatte seine alte Liebe zu Lenz im vollen Maße bewahrt und bat diesen immer von Neuem, ihm nur zu befehlen und ihn wie seinen Knecht zu betrachten.

Lenz ging gern mit ihm, er betrachtete es als ein gutes Zeichen, daß gerade Richenza's Bruder ihm begegnete; er hatte Amaley Dewitz nur bis Oderberg geleitet, wo deren Brüder und ihre Schwester die Frau von Meinersen ihr entgegen gekommen waren; allein war er seines Weges weiter gezogen und Ludwig der erste Bekannte, den er traf.

Mit schwerer Faust klopfte Ludwig an die Thür eines kleinen sauberen Hauses und mit dem Ellenbogen die Magd beiseite schiebend, trat er in den dunklen Flur. „Christiane," rief er dann zur Thorstube hinauf, „ich bringe einen Gast mit!"

„Ist recht," schallte eine helle Stimme herunter, „die Abendmahlzeit ist bereit, ein Gast wird auch satt."

„Ist aber ein Fürnehmer," rief der Meister die Treppe halb hinaufsteigend; eine Frau in grauen Rasch gekleidet — es war das ein ganz gewöhnliches Zeug, welches ursprünglich aus Arras stammte, woher der Name Rasch — kam ihm entgegen, sie hielt eine Fackel in der Hand, deren Schein auf ihr rundes,

roth und weißes Antlitz fiel, das außer seiner Frische und Fülle nicht viel Reize darbot.

„Nun so gar fürnehm wird dein Gast wohl nicht sein," lachte die dralle Frau, während der Meister seinen Arm um ihren Leib legte, „daß ich mich vor ihm erschrecken müßte."

„Nein, liebe Frau," sagte Lenz herzutretend, „erschrecken sollst Du nicht vor mir, da hast Du Recht."

Die Frau, die an einen ehrsamen Maurer- oder Steinmetz-Meister gedacht haben mochte, erschrak aber doch beim Anblick des Edelmannes und wenn es bei ihren ohnehin schon sehr rothen Wangen möglich gewesen wäre, zu erröthen, so hätte sie es sicher gethan. Nun mußte sie sich freilich mit einem sehr ungeschickten Knix und etlichen verlegen gestammelten Worten begnügen. Lenz aber faßte ihre Hand und sprach lachend: „Laß die lange Rede, Frau Christiane, führe mich lieber hinauf in Deine Thorstube und gieb mir zu essen und zu trinken, was Du eben hast; ich war lange in der Fremde, und da schmeckt in der Heimath Alles."

Frau Christiane war völlig beruhigt, der fürnehme Gast ihres Mannes gefiel ihr außerordentlich, er sprach mit ihr wie mit seines Gleichen und doch

vergaß man dabei nicht, daß er ein Edelmann. Mit viel weniger Angst, als sie je geglaubt hatte, leitete sie den Schadewacht in die Thorstube hinauf, wo die einfache Abendmahlzeit bereit stand.

Die Männer ließen sich auf hölzernen Schemeln an dem sauber gescheuerten Tische nieder und Frau Christiane bediente sie; zuweilen stieß sie mit dem Fuß an die in einer Ecke befindliche Wiege, in der ihr jüngstes Knäblein lag, während das älteste mit den beiden großen, schwarzen Hunden spielte, die rechts und links von der Wiege wie zwei getreue Wächter lagen und von Zeit zu Zeit sich aufrichteten, als wollten sie sich überzeugen, daß der Knabe noch vorhanden.

Es entging dem Schadewacht nicht, wie sorgsam Frau Christiane ihrem Manne Alles zulangte, was er gerade brauchte, und er sah auch den hellen Blick, mit dem Ludwig ihr dankte. Es wurde ihm wehmüthig zu Sinne, er war ein reicher Mann, aber keine liebe Hand reichte ihm den Abendtrunk, kein liebend Auge wachte über ihm, und als Ludwig nun gar seinen Jungen vom Boden aufhob und mit ihm zu tändeln begann, als die runde, kleine Frau mit leiser Stimme den Schreier in der Wiege einsang,

da wurde Lenz von einem Gefühl erfaßt, daß ihm bis dahin ganz fremd gewesen, Lenz Schadewacht wurde neidisch. Er beneidete den guten Meister Ludwig um sein schmuckes Weib, seine blühenden Kinder, sein trauliches, behagliches Haus. Natürlich ließ er dem wackeren Mann das nicht merken, sondern unterhielt sich ganz heiter mit ihm; so erfuhr er, daß Ludwigs Vater längst neben Frau und Tochter auf dem Kirchhofe zu Jerichow schlummere; aber er erfuhr auch, daß die edle Gräfin Sophia Osterburg mit ihrem getreuen Siegfried an einem Tage entschlafen sei, tiefbetrauert vom ganzen Lande. Das wußte Ludwig, dagegen wußte er nichts von den Markgrafen, nur daß sie mit dem Erzbischof von Magdeburg allerlei Streitigkeiten gehabt, hatte er gehört. Es war schon ziemlich spät, als Lenz nach seiner Herberge aufbrach; Ludwig begleitete ihn noch ein gutes Stück, und Lenz mußte ihm versprechen, Brandenburg nicht zu verlassen, ohne noch einmal bei ihm eingekehrt zu sein. Das nahm sich Lenz auch vor und beschloß zugleich, sowohl Frau Christiane als auch ihren beiden Knaben irgend ein Andenken zurück zu lassen; er hatte von seinem Schatze immer noch manches Schmuckstücklein übrig, das er nicht in

Geld verwandelt hatte. Als er aber Meister Ludwig nachblickte, kam der Neid abermals über ihn, er wußte ganz genau, wie glücklich lächelnd Frau Christiane ihrem Manne entgegen eilen würde, wenn er nach Hause käme.

„Nach Hause,“ sprach Lenz unwillkürlich vor sich hin und da fiel's ihm ein, daß er ja auch noch ein zu Hause habe; die tiefe Abneigung, die er seit Richenza's Tod empfunden, seinen Vater wieder zu sehen, wich vor der Sehnsucht nach dem Vaterhause. Großmutter und Schwester waren ja auch dort und er sehnte sich darnach, wieder einmal verwandte Stimmen zu hören und in der Liebe der Seinigen auszuruhen.

„Nach Hause,“ sagte er noch beim Einschlummern, aber selbst im Traum war er neidisch über den wackeren Meister Ludwig, der das sicher nicht ahnte. Ja, den Zauber des eignen Hauses fühlt der am Meisten, der ihn entbehrt und Lenz Schadewacht dachte im Vaterhause wenigstens einen Theil desselben zu finden, denn die Gründung eines eignen Hauses lag ihm fern.

Er hatte die Liebe zu Susanna Dirlow noch immer nicht ganz überwunden.

Zweites Capitel.

Wie zwei alte Leute eine große Freude hatten.

> Ist dieses nicht der Boden, die Gefilde,
> Die erst betretnen Auen,
> Der Kindheit Wiege, die mich süß geheget?
> Dies nicht mein Vaterland, mein ganz Vertrauen,
> Die Mutter lieb und milde,
> So die Gebeine meiner Väter heget.
>
> Petrarca.

Ein feiner Sprühregen rieselte hernieder von dem grau bezogenen Himmel, als Lenz Schadewacht nach so langen Jahren zum ersten Male wieder in Schönholz einritt; zwei Diener folgten ihm und der Reichthum ihrer Kleidung, sowie das zwar einfache aber geschmackvolle Sattel- und Zaumzeug zogen doch die Aufmerksamkeit der Dorfkinder auf sich, die, den Zeigefinger in den Mund steckend, mit weit aufgerissenen Augen den Ankommenden nachsahen.

Schadewacht's Gesicht hellte sich immer mehr auf; es hatte sich nichts, auch garnichts in Schönholz

verändert, nicht nur die Hütten, jeden Baum konnte er wieder erkennen, jeden Sumpf vor den Häusern als einen Bekannten begrüßen. Auch die Männer und Weiber, die von der Arbeit heim kamen, erkannte er zum größten Theil, wenn auch viele von ihnen gealtert waren. Ihn selbst erkannte Niemand wieder, sein freundlicher Gruß wurde meist mit sichtlichem Staunen erwidert, aber Lenz kehrte sich nicht daran, er grüßte den alten Kirchthurm mit seinen Schwalbennestern und die Kirche selbst, in deren tiefem Gewölbe bei andern Schadewachten auch seine Mutter begraben lag. Er grüßte jede einzelne Hütte und schalt sich selber, weil ihm die Thränen in die Augen kamen.

Schon sah er den Zaun, der sein Vaterhaus umgab und darüber hin wogten die Wipfel der Bäume, in denen er einst geträumt von Glück und Ruhm. Jetzt warf er sich vom Pferde, um seine Diener kümmerte er sich garnicht in seiner Aufregung und rasch schritt er in den Hof hinein. Lange hingen seine Augen an dem Wappenbilde über der Thür, und nur die tiefe Stille berührte ihn fast peinlich, die überall herrschte. Erst nach und nach kamen ein paar Knechte herbei, welche den fremden Dienern absteigen halfen, während Lenz in die Halle schritt.

Auch hier war's still, still und kühl; in einem Sessel dicht bei der Thür saß ein alter Mann mit weißem Haar. Einst mochte er ein mannlicher Recke gewesen sein, jetzt war er hager und zusammengesunken, das Gesicht welk und faltig, die Augen trübe. Es war schwer, in diesem hinfälligen Greis den finstern, wilden Willebrand Schadewacht zu entdecken, der die Geißel seines Hauses gewesen, aber das Auge des Sohnes erkannte ihn doch und wäre in der Seele desselben noch ein Funken von Groll gegen den Vater gewesen, bei diesem Anblick hätte er erlöschen müssen. Mächtig wachte die alte schwärmerische Liebe auf, die Lenz in den Tagen seiner Kindheit für ihn gehegt und leise auf ihn zutretend, berührte er den Arm des alten Mannes mit seiner Hand.

„Wer ist da?“ fragte der Greis, seine Stimme allein war voll und mächtig wie ehedem.

„Euer Sohn ist da, Vater,“ erwiderte Lenz mild.

Der Alte hob den Kopf. „Es ist die Stimme eines Schadewacht, die ich höre, aber welcher ist's von Euch, meine Augen sind blöde geworden, daß sie nicht mehr sehen können, als was dicht vor ihnen ist.“

„Es ist Euer Aeltester, Vater.“

„Lenz,“ rief der Alte, „o, wo bist Du so lange gewesen, nein, sage nichts, sondern hab' Dank, daß Du des alten Vaters nicht ganz vergessen, o, welche Freude, daß doch Eins von meinen Kindern zu mir kommt.“

Lenz kniete vor seinem Vater nieder und küßte dessen welke Hand.

„Vergebt mir,“ sagte er leise und wehmüthig, „daß ich dem Frieden da draußen nachjagte, ich wußte ja nicht, daß Ihr nach mir verlangtet.“

Willebrand streichelte seines Sohnes nasse Wange. „Ich glaub's wohl,“ erwiderte er, „daß Du kein Herz zu mir hattest, ich bin ein harter Mann gewesen, auch gegen mein Weib, das ich doch liebte, wenn sie's auch nicht glaubte, gegen meine Kinder; ich hab's erst erkannt, als Mathilde starb und ganz inne bin ich dessen geworden, als meine Ertmar mich verließ.“

„Ertmar,“ schrie Lenz auf, „ja, wo ist mein Schwesterlein?“

Der alte Mann neigte das Haupt tief auf die Brust. „Droben,“ sagte er leise, „sie starb in der Nacht, als ich in Jerichow einen Mord beging, das war die Strafe dafür und ich habe nicht gemurrt gegen Gott, daß er mir das Mägdlein nahm, das

meines Alters Freude sein sollte, an ihrer Leiche, da bin ich in mich gegangen, aber an ihrer Leiche bin ich auch zum Greis geworden."

„Und das hat mir Niemand erzählt," jammerte Lenz, „nicht einmal Randewich."

„Randewich," wiederholte Willebrand und es klang wie tiefer Groll in seinem Ton, „der ist viel zu heilig, um eines kleinen Mädchens zu gedenken, und wenn's auch seine Schwester war. Ja, meine Ertmar wurde die Strafe für, für —

„Für Richenza, das Weib meiner Liebe," fiel Lenz ein, „sie war's, der Deines Rosses Huf die Brust zerdrückte."

„O mein Gott," stöhnte der Alte, aber Lenz sprang auf und ihn mit beiden Armen umschlingend, rief er: „Laßt das Alte ruhen, Vater, Gott hat Euch für die That, die Ihr in Unwissenheit begangen, hart gestraft und durch schwere Buße habt Ihr sie gesühnt. Vater, Vater, laßt mich in Eurer Liebe ausruhen und denkt des Vergangenen nicht."

„Mein Sohn, mein Sohn," rief Schadewacht und beide hielten sich lange schweigend umschlungen.

Der alte Mann ließ seinen Sohn erst los, als man auf dem Gange draußen einen festen sichern

Schritt hörte und gleich darauf die Thür geöffnet wurde.

Es war Frau Brigitta, die eintrat. Als Lenz Schönholz verließ, war sie eine alte Frau gewesen, aber sie war nicht älter geworden seitdem; stattlich und sicher wie immer war ihre Haltung, ernst und fest die Züge ihres Gesicht, am Gürtelbande trug sie wie sonst die Schlüssel des Hauses, ihr Auge war scharf und hell wie vor Jahren. Einen Blick nur warf sie auf den Heimgekehrten, dann schrie sie in hellem Jubel auf: „Lentekin, Lentekin!"

Lenz küßte ihre Hände und legte den Kopf an ihre Schulter, es that ihm wohl, wieder einmal bei seinen Lieben zu sein, so leer auch Schönholz geworden.

„Wie danke ich Gott," sagte Frau Brigitta, „daß meine alten Augen noch einmal einen von Euch schauen durften; wir zwei alten Leute haben so lange keine Freude gehabt, ich habe nicht mehr gelacht, glaube ich, seit unsere Ertmar heimging."

„Ihr sollt mich morgen zu ihrem Sarge führen, Großmutter," sagte Lenz.

„Das will ich, und mehr noch will ich Dir zeigen, Du mußt sehen, wie ich Dein Erbe verwaltet habe."

„Ja, sie hat sich redlich damit gequält," fiel Willebrand ein, „denn ich bin nichts mehr und kann nichts mehr."

„Es ist aber doch viel zu Grunde gegangen," seufzte die Großmutter, „das Auge des Herrn ist nun einmal nicht zu ersetzen, und ich habe wenig Hülfe gehabt, denn von allen Seiten sahen sie uns scheel an, daß wir kein Lehen genommen."

„Der alte Streit," erwiderte Lenz, „aber laßt's gut sein, Großmutter, wir wollen sorgen, daß Schönholz wieder reich und blühend werde, ich habe die Mittel dazu, wenn ich auch wie meine Väter kein Lehen genommen."

„Gott segne Dich dafür," sagten die beiden alten Leute wie aus einem Munde.

Eine halbe Stunde später saß Lenz zum ersten Male wieder am Tische seines Vaters, und mit einem leisen Segensspruche brach er das Brod des Vaterhauses entzwei. Die Großmutter hatte ihm einen schweren silbernen Becher hingesetzt und mit Wein gefüllt, das that sie sehr selten, und der Enkel nickte ihr heiter lächelnd zu. Immer heller und freundlicher aber wurden die Augen der alten Frau, als sie sah,

wie aufmerksam sich Lenz um seinen Vater bemühte, und diesem schien das ebenfalls sichtlich wohl zu thun.

„Was Du für eine geschickte Hand hast,“ sagte er freundlich, „ganz anders wie Randewich, der immer von Pflicht schwatzte und mich dann doch verließ.“

„Gott rief ihn, mein Sohn,“ mahnte Frau Brigitta; Willebrand wollte widersprechen, aber er bezwang sich und schwieg.

„Und nun erzähle uns von Deinen Fahrten, mein Sohn,“ begann der Alte, als sie aufgehört hatten zu essen und Brigitta mit der Spindel zu ihnen trat, „doch erst laß mich noch eine Frage thun, Du sprachest vorhin, Du wolltest Schönholz reich und blühend machen, willst Du denn nicht wieder hinaus in die Welt?“

Fast ängstlich hafteten vier Augen an seinem Gesicht, als er wie sich besinnend die Stirn senkte. Nach einer kurzen Pause sagte er langsam: „Vater, die Welt draußen hat mir manche Wunde geschlagen, die ich nicht einmal Euch zeigen werde, es verlangt mich nicht nach ihr; hier sitzt Ihr zwei Alten allein und braucht eine kräftige Stütze, wohlan, ich will sie Euch sein. Hier bin ich in meiner Heimath, der ich

mein Herz treu bewahrt habe, ich mag sie nicht mehr verlassen, hier, wo meine Wiege stand, will ich schaffen und arbeiten, wie meine Väter vor mir, und Euer warten und pflegen. Nicht wahr, Ihr laßt mich hier und schickt mich nicht wieder hinaus."

Weiter kam er garnicht; Frau Brigitta hatte ihn in ihre Arme gezogen und küßte ihn so heftig, daß ihm ganz angst wurde, denn eine solche Zärtlichkeit war sonst garnicht ihre Art.

„Komm her, mein Sohn, daß ich Dich segne für dieses Wort," sprach der Greis, „Du hast heut zwei alten Leuten, die sich mit vielem Leid, mit vielem Groll hier eingesponnen, eine unendliche Freude gemacht, laß Dich segnen, mein Sohn!"

Jetzt aber ließ die Großmutter dem heimgekehrten Enkel keine Ruhe mehr, er mußte jeden einzelnen Knecht, jede Magd begrüßen; dabei aber stützte sie sich auf seinen Arm, sie, die sonst nie einer Stütze bedurft hatte, die jede zurückgewiesen hätte.

„Wie schön Du geworden bist," sagte sie, bewundernd zu ihm aufblickend, „Du siehst aus wie Dein Großvater und wie der arme Reimar!"

„Großmutter," rief Lenz, „was war's mit Reimar?"

„Nicht jetzt, nicht heut will ich Dir's sagen," entgegnete sie trübe, „es ist ein schweres Unrecht an ihm begangen worden und auch an mir."

Die Dienerschaft von Schönholz war offenbar ebenso erfreut über die Heimkehr des Junkers, wie Vater und Großmutter; nicht, daß sie viel Worte gemacht hätten, aber an ihrem kräftigen Händedruck ließen sie's ihn fühlen, und er verstand sie.

Lenz bestand darauf, sein altes Kämmerlein zu beziehen, das er einst mit Randewich bewohnt, und die Großmutter gab nach, obwohl sie ihm am liebsten das Prunkzimmer eingeräumt hätte. Ehe er aber zur Ruhe ging, besuchte er seiner Mutter Schlafgemach, in dem noch Ertmar's Bettchen stand. Still faltete er die Hände und sprach ein Gebet für die Ruhe ihrer armen Seelen.

Lange, lange saß er noch wach in seinem Kämmerlein, sich immer mehr bestärkend in dem Entschluß, still und ruhig in Schönholz als Zaunjunker seine Tage zu beschließen, aber unbeweibt wollte er bleiben und lieber einen der Vettern aus Stendal herüber nehmen, um ihn auf seinem künftigen Erbe zu erziehen, damit kein Fremder, Unbekannter Herr werde in Schönholz.

Die Liebe, mit der ihm die beiden Alten zugethan waren, sollte ihn entschädigen für alle Frauenliebe, und ein tiefer Frieden zog in seine Herz ein. Er hatte ja das Leben mit all' seinem Glück und Leid genossen, das goldene Thor der Jugend war hinter ihm zugefallen, der Morgen war zu Ende, und er trat in den Mittag des Lebens ein.

Er hatte keine Ahnung, daß er bis dahin noch gar nichts von Glück gewußt hatte, und daß auf seinem Pfade noch eine Blume erblühen würde, köstlicher und duftiger als Alle, die er vorher gepflückt oder hatte pflücken wollen. Ungekannt, ungesehen blühte ihm das wahre Glück entgegen, aber noch war er weit davon.

Drittes Capitel.

Wie Lenz eine Geschichte hörte.

Dem Wind gehört im Herbst das welke Laub der Eichen,
Das seiner Farben Schmuck dem Thal noch fallend lieh,
Ich bin vom Stamm gelöst wie diese Blätterleichen.
Lamartine.

Sehr geräuschvoll war das Leben auf Schönholz durch die Heimkehr des Erben nicht geworden; eigentlich ging Alles seinen gewohnten Gang fort, wenn man's auch verspürte, daß eine feste Männerhand den Zügel ergriffen und hier und da eine nothwendige Verbesserung, geräuschlos fast, eintrat. Lenz hatte ein Herz für seine Hintersassen und vergeblich kam selten ein Bittender zu ihm. Frau Brigitta überließ ihm willig die Herrschaft und beschränkte sich ganz auf das Haus. Mit seinem Vater verplauderte er manche Stunde am Feuer, und wenn er von seinen Kämpfen und Fehden sprach, dann leuchteten auch des Alten

Augen auf in früherem Glanze. Lenz fand dies Leben voll täglicher Arbeit und Ruhe äußerst behaglich und nur selten verließ er die Feldmark von Schönholz. Nach Redekin ritt er wohl einmal hinüber. Frau Giselberta war zum Besuch bei ihrem Bruder. Die Eltern waren todt, und er tändelte mit den Kindern der schönen Frau, die es völlig vergessen, daß sie Lenz Schadewacht einmal geliebt hatte. Auch nach Burg Plote kam er öfter und dann sprach er mit Frau Amaley hauptsächlich über die Möglichkeit, dem Hoppkorff das verbotene Vaterland wieder zu öffnen. Amaley schien es sich zur Lebens-Aufgabe gemacht zu haben, ihres alten Todfeindes heißesten Wunsch zu erfüllen. Vom Hofe Markgraf Otto des Langen, in dessen Landen Schönholz lag, hielt sich Lenz fern; die wilde, ungestüme, ländergierige Art dieses Fürsten, dessen Bedeutung er übrigens nicht verkannte, gefiel ihm nicht.

Seit jenem ersten Abend auf Schönholz war Reimar's Name nicht wieder zwischen Lenz und seiner Großmutter genannt worden und doch brannte Ersterer darauf, Näheres von dem seltsamen Manne zu vernehmen, der mehr als einmal entscheidend in sein Schicksal eingegriffen, der Lutgarde's Pflegevater ge-

wesen. Die Stunde sollte denn auch nicht ausbleiben, da Frau Brigitta den Schleier hob, der über Reimar's Geschichte lag.

Es war an einem stürmischen Herbstabend, Willebrand Schadewacht saß allein in seinem Gemach, er hatte den Sohn fortgeschickt, um ganz ungestört seinen Gedanken nachhängen zu können. Die Großmutter war in der Halle und hatte auf den hölzernen Brettern, die sich an der Wand hinzogen, Stroh ausbreiten lassen. Darauf legte sie sehr behutsam die Mispeln, die sie aus einem großen Korbe nahm, der neben ihr auf der Erde stand. Die Mispel galt dazumal in Mark Brandenburg noch als Obst, in Schönholz war sie fast das einzige, was auf diesen Namen Anspruch machen konnte.

Lenz saß am Kamin und las in einem sehr sauber gearbeiteten Legendenbuch, das ihm der Pfarrer von Schönholz verehrt. Der Mann hatte sein halbes Leben daran gearbeitet und es dann Lenz aus Dankbarkeit gegeben, weil dieser seiner Pfarre ein paar einträgliche Grundstücke zugewendet, sich auch sonst als eifrigen, frommen Sohn der Kirche gezeigt hatte, an dem die ketzerischen Reden des Meisters Ludwig wirkungslos abgeprallt waren.

Zuweilen blickte Lenz von seinem Buche, dem Einzigen, das es auf Schönholz gab,. auf und sah der Großmutter zu, wie sie die harten Früchte auf dem Stroh ausbreitete, um sie reifen zu lassen.

„Wißt Ihr, Großmutter," rief er endlich, sein Buch sorgsam schließend, „wenn es sonst solches Wetter war, mußtet Ihr mir immer Geschichten erzählen; es hört sich gut zu, wenn der Regen draußen so ohne Ende niederrauscht und der Wind mit den dürren Blättern sein Spiel treibt."

„Eine Geschichte will ich Dir heute auch erzählen," erwiderte die Greisin ernst, „eine Geschichte, die zu solchem Wetter gar wohl paßt, aber Du darfst mich nicht ansehen dabei und darfst mich auch nachher nie wieder daran erinnern; hörst Du wohl?"

„Ich höre, Großmutter, aber wollt Ihr stehend Eure Geschichte erzählen?"

„Ja," entgegnete sie finster, die Arme über der Brust kreuzend, „so gar lang ist sie nicht, wenn sie mir auch das Leben vergiftet hat."

Einen Augenblick schwieg die Alte, dann sprach sie rasch und eintönig, als könne sie nicht schnell genug damit zu Ende kommen: „Von Deinem Großvater muß ich Dir zuerst sagen. Das war der schönste Mann,

den meine Augen je erblickt, Du bist ihm ähnlich, aber er war doch noch schöner, und es gab kein Weib, das ihm die Minne versagt hätte, wenn er darum bat. Und er hatte ein heißes Herz, darum hatten sie ihn auch jung vermählt mit einer Barfuß, die aber starb früh genug und hatte nur ein einzig Söhnlein hinterlassen. Dein Großvater führte ein tolles Leben hier auf Schönholz nach seiner Frauen Tode, er hatte sie niemals geliebt und heuchelte auch keine Trauer um sie. Da fügte sich's, daß er mir begegnete und mich in sein Herz schloß. Ich wußte wohl, was er für ein wilder Gesell war, und meine Liebe gehörte einem Anderen, der nachmalen in heißem Streit ein ritterlich Ende gefunden; aber was der Schadewacht wollte, das setzte er durch, und er beredete meine Eltern so lange, bis sie mich ihm zum Weibe gaben. Ich habe erst lange nicht gewollt, aber ich mußte nachgeben, und da merkte ich denn gar bald, daß es dem Schadewacht doch Ernst mit seiner Liebe. Da beschloß ich denn, ihm ein treues Weib zu werden, und wenn's möglich, ihn abwendig zu machen von seinem wilden Leben. Es ging ein dunkles Gerücht, daß er auf Schönholz eine Geliebte habe, eine wendische Dirne, die ihn zu all' den tollen

Streichen verführe, und es kam auch eine Stunde, wo er mir bekannte, daß sei Alles wahr, nur sei seine Liebe zu dem Weibe längst erloschen, und er habe sie aus Schönholz entfernt. Ich wußte damals nicht, warum mich bei seinen Worten solche Angst ergriff, es war wie eine Ahnung über mich gekommen, daß er mir nicht Alles gesagt; aber ich schlug mir's aus dem Sinn und war guter Dinge bis zu meinem Hochzeitstag. Da aber begann das Entsetzen. Als ich mit meinem Gemahl hier in Schönholz einritt, schlug uns eine helle Flamme entgegen, und nur mit Mühe wurden wir des Feuers Herr. Mein Gemahl aber war wie unsinnig hinab in's Dorf gestürzt. Ich eilte ihm nach, und unten am Mühlbach da fand ich ihn, mit einem Weibe ringend, das ein Kind in den Armen hielt. Nun war mir's klar, daß meines Gemahls Geliebte aus Rache über seine Untreue das Feuer angelegt und ihm das Kind gestohlen hatte. Das war mein Einzug in mein eigen Haus. Die Bauern wollten das wendische Weib umbringen. Mein Gemahl mußte sie schützen, aber sie starb noch in derselben Nacht an Gift, das sie selbst sich gegeben."

„Hört auf, Großmutter," unterbrach sie Lenz, „ich mag diese Geschichte nicht hören, sie ist zu grauenvoll."

„Du magst die Geschichte nicht hören," erwiderte sie eisig, „Du, ein Mann, magst nicht hören, was ich als eine junge, zarte Frau erleben mußte? Nein, höre Du mir ruhig zu, es kommt noch schwerer. Ich verwand diesen Hochzeitstag lange nicht, Dein Großvater nie; sein Herz hatte mehr an der Dirne gehangen, als er selbst wußte. Doch hatte er mich lieb und hielt mich als sein Gemahl in Ehren. Sein Abgott aber war sein Sohn, sein Reimar, und als ich ihm auch einen Sohn geboren, da hatte er für diesen nicht halb so viel Liebe, wie für seinen ältesten Sohn. Das nagte an meinem Herzen, und ich begann Reimar zu hassen; ich schalt mich aus um solchen Haß, aber ich konnte seiner nicht Herr werden. Auch Willebrand erkannte es bald, daß sein Vater ihm Reimar vorzog, und er konnte keine Liebe zu dem Bruder fassen, der ihn des Vaters beraubte. Merken ließen wir's uns Beide nicht, wie wenig wir dem Reimar gewogen, Willebrand aus Klugheit nicht, und ich um meines Gemahls willen, den ich sehr lieb gewonnen." —

„Es war kein heiteres Leben hier auf Schönholz, denn Reimar war wilder und unbändiger noch als Dein Vater, und mein Gemahl bereute es oft, daß er ihn nicht strenger erzogen. Dein Großvater ließ mich meist allein meines Weges gehen. Du hast vielleicht nie von einem jüngeren Bruder Deines Vaters gehört, der kränklich und schwächlich doch meines Herzens Wonne war, bis ihn mir Gott nahm. Als wir ihn begruben, mußte die Gruft in der Kirche, die damals vermauert war, geöffnet werden und ich kniete oft lange an seinem Sarge, Furcht vor den stillen Todten hatte ich nicht. Einmal war ich wieder unten und es kam mir vor, als sei der Deckel des Sarges, der meines Gemahls erste Frau umschloß, nicht fest geschlossen, er gab einem Drucke meiner Hand nach und ich sah, daß die edle Frau in ihren Armen, an ihrer Brust ein Kind hielt. Eine entsetzliche Ahnung kam über mich, ich warf den Deckel des Sarges zu und stürzte hinauf zu meinem Gemahl. Das war eine böse Stunde und ich glaubte sie nimmer zu überleben. Einen Eid ließ mich Schadewacht schwören, niemals zu verrathen, was mir da mit furchtbarer Klarheit entgegen trat. Kannst Du ahnen, was es war?"

Lenz nickte. „Der Sohn der Barfuß war mit seiner Mutter gestorben, und er hatte das Kind der Wendin als das ihrige aufgezogen," entgegnete er finster. „So war's," fuhr die alte Frau schwer athmend fort, „mein Gemahl starb, und ich lebte weiter mit dem entsetzlichen Geheimniß in der Brust; der Bastard trat in die Rechte meines Sohnes und ich schwieg, ich schwieg, bis Reimar hinging und um Imagina Salzwedels Hand warb. Das war zu viel, Imagina war die Tochter des Mannes, den ich in meiner Jugend geliebt und der mich nie vergessen, auch als er eine Andere freien mußte. Ihn konnte ich nicht betrügen lassen. Verblendet vor Haß und Angst brach ich meinen Eid und schrie Reimar seine Schande in's Ohr."

Lenz sprang auf. „Hört auf, Großmutter," rief er noch einmal. Aber die alte Frau blieb unerbittlich. „Er glaubte es erst nicht," sprach sie weiter, „als er aber nicht länger zweifeln konnte, da brauste er nicht auf in wildem Zorn, da zuckte er nicht mit der Hand nach der Waffe, wie ich es wohl erwartet hatte, sondern von der Erde nahm er ein gelbes Blatt auf, und mit weißen Lippen — sein Gesicht hatte alle Farbe verloren — sagte er mir: „Das bin ich und

Ihr seid's, die mich losgerissen vom Stamm." Weiter hat er kein Wort gesprochen, sondern ist hinaus gegangen in die weite Welt. Er hatte eine stolze, trotzige Seele und begehrte nicht zu besitzen, was ihm nicht zukam. Mit einem Male riß er sich los von Allem, daran er gefesselt war mit süßen Banden, das sah ich, als die Imagina den Schleier in Crevese nahm. Mein Sohn aber zürnte mir bitter, daß ich erst so lange geschwiegen und dann doch meinen Eid gebrochen. Es kam der finstere Geist des Wahnsinns seit jenem Tage über ihn. Er war nicht minder stolz und trotzig als Reimar. Es fraß an seiner Seele, daß wir jahrelang unsere Standesgenossen schmählich betrogen, daß wir sie einen Bastard hatten als ihres Gleichen behandeln lassen, er wußte nie, ob er mir danken oder zürnen sollte, daß ich den Betrug enthüllt. Mich quälten Gewissensbisse, daß ich meinen Eid gebrochen, o, es war furchtbar —"

Die Greisin zitterte bei den düsteren Erinnerungen, aber sie sprach weiter: „Ich bin noch nicht zu Ende, einmal kam eine Hoffnung über mich, es werde wieder besser mit uns werden, das war, als Dein Vater zu Jerichow, Deine Mutter, sah. Hätte sie ihn geliebt, wie er sie, so wäre es gut gewesen, aber

sie hatte sich ihm verlobt, ohne recht zu wissen, was sie that, und wenige Wochen vor der Hochzeit da traf Dein Vater seinen Bruder bei ihr; was er, von dem wir seit Jahren nichts gehört, bei ihr gewollt, hat sie niemals sagen wollen, aber das stand fest, daß sie von dem Tage an sein Bild im Herzen trug. Ihr Gemahl wußte es und quälte sie mit seiner Eifersucht, Du weißt's ja; es machte ihn rasend, daß auch hier Reimar ihm in den Weg trat und als Du geboren wurdest, da wandte er sich mit einem Fluche von Dir ab, denn Du hattest Reimar's Augen, es waren die seines Vaters, aber daran dachte er nicht. Nur einmal habe ich Reimar noch wiedergesehen, als er von Sehnsucht nach Deiner Mutter getrieben, im Kleide eines Gehrenden zu uns kam."

Die alte Frau schwieg und starrte mit verglasten Augen in's Feuer; Lenz schüttelte sich wie im Fieberfrost, dann seufzte er tief auf: „Armer Reimar!"

„Wie," rief die Großmutter, „hast Du nur für ihn Bedauern, nicht für mich, die ich es mit ansehen mußte, daß meinem Sohn sein gutes Recht entzogen ward, nicht für meinen Sohn, der es inne werden mußte, daß sein Vater ihn und die ganze Welt betrogen."

„Ich hege tiefes Mitleid für meinen armen Vater, ich begreife es nun, warum er so wurde, wie ich ihn lange Zeit gekannt, ich hege auch tiefes Mitleid mit Euch, Großmutter, daß die Leidenschaft Euch zu so jähem Handeln hinriß, Ihr hättet da wohl anders verfahren sollen —“

Frau Brigitta lachte wild auf. „Meinst Du, daß Reimar auf Vergleich eingegangen wäre? Nein, es war die Schuld Deines Großvaters, der meinen Sohn um sein Recht betrog. Sieh, seit der Stunde, da ich es erfahren, daß Reimar nicht der Barfuß Sohn, habe ich nicht mehr glücklich sein können. Hatte sich Reimar mit dem abgerissenen Blatt verglichen, so paßte dies Bild noch mehr auf mich; aber ich hab's überlebt und bin meines Weges gegangen, fest und sicher. Allein bin ich geblieben, ganz allein, kein Priester hat mich trösten können, aber Gott war doch barmherzig mit mir und hat mich nicht verzweifeln lassen. Was es aber für ein Leben gewesen, das weiß nur Gott allein. Bemitleide Reimar immerhin, aber hege auch Mitleid für mich. Wahrlich, ich habe mehr gelitten, als sie Alle!“

Mit gebeugtem Haupt schritt sie hinaus, Lenz folgte ihr nicht. Der dunkle Schleier, der über dem

Vaterhause gelegen, er war gelüftet und ein tiefes Weh zog ein in sein Herz. So war der Name der Schadewachte doch nicht so unbefleckt, als er sonst geglaubt. Er, der Sohn seiner Zeit, für den ein Kind der Sünde recht- und ehrlos war, für den es auch nie ehrlich werden konnte, bebte bei dem Gedanken, daß man unter ehrlich gebornen Edelleuten ein solches Kind eingeschwärzt und daß sein Großvater es gewesen sei, der diesen Betrug verübt hatte. Immer wieder aber flogen seine Gedanken zu dem Opfer dieses Betruges, und in tiefer Beschämung gestand er sich zu, daß der Bastard edler gehandelt als die Andern. Nicht einen Augenblick länger hatte er den Namen getragen, der ihm nicht gebührte, auf die Hand der Geliebten hatte er verzichtet, und sich, wie er aus anderen Erzählungen wußte, für todt ausgeben lassen, damit sein Bruder, wie es ihm gebühre, den Besitz von Schönholz antreten könne. Dann war er zu dem Volke seiner Mutter gegangen und so war er auch mit Mathilde, Lutgarde's Pflegerin, zusammen gekommen. Auch seine Liebe zu Mathilde war eine edle, entsagende gewesen, und Lenz fühlte einen tiefen Groll, daß dieser Mann also um der Sünde seiner Eltern willen hatte müssen zu Grunde gehen. Vieles

in Reimar's Character wurde ihm jetzt klar, die weichen Stimmungen, die mit seinem glühenden Christenhaß wechselten, der tiefe Zug, den er zu Lenz gespürt. War er doch als christlicher Edelmann erzogen worden, und nicht Ueberzeugung, sondern Verzweiflung hatte ihn dem Heidenthum in die Arme getrieben, ein welkes Blatt, losgelöst vom Stamm. —

Lenz war an diesem Abend um zehn Jahr älter geworden, und ein tiefer Schatten war auf die Heimath gefallen. Daß sein Vater und seine Großmutter all diese entsetzlichen Ereignisse überlebt, ja gewissermaßen eine Art Ruhe erlangt hatten, wunderte ihn nicht weiter. Das dreizehnte Jahrhundert vertrug eine schwere That besser als das neunzehnte, es mochte wenig Häuser geben damals, adliche und bürgerliche, in denen sich dergleichen dunkle Geschichten nicht abspielten; ihm blieb von der Erzählung seiner Großmutter neben einem leisen Schauer hauptsächlich ein tiefes Mitleid, das beinah Verehrung war, übrig für Reimar den Gehrenden.

Viertes Capitel.

Wie die Pfingstglocken läuteten.

Ob's auch nicht Schätze birgt in seinem Schooß
Und üppig nicht der Sonne Gluth es küßt,
. . . . es ist ein gutes Land,
Und wenn Dein Segen ruht auf seinem Fleiß
Entsprießen reiche Kräfte seinem Grund.
. . . . es ist ein gutes Volk,
Treu, schlicht, im Unglück stark und unverzagt,
Gewillt, im Schweiß des Angesichts zu ackern,
Genügsam sich der Erndte zu erfreu'n,
Und wenn Du vor ihm wendest Deinen Zorn
So wird es stark vor Deinen Völkern allen.
Gustav zu Putlitz.

Zwei Sommer und zwei Winter hatte Lenz auf Schönholz zugebracht, in deren Lauf er sowohl seinen Vater wie seine Großmutter begraben hatte. Aber sein einsames Haus dünkte ihm nicht zu einsam, im Gegentheil, es wurde ihm klar, daß er eigentlich zum Zaunjunker geboren sei. Hier konnte er auf seinem eigenen Grund und Boden seinen ritterlichen Neigungen nachgehen, ohne in Conflict mit Anderen zu

gerathen. Daß ihm seine Leute in Folge dessen mit eiserner Treue anhingen, ist wohl nicht eben wunderbar. Mit den umwohnenden Mannen hatte er immer noch wenig Verkehr. Seit der Erzählung seiner Großmutter vermied er es doppelt, mit ihnen zusammen zu kommen, es kam ihm vor, als setze er den Betrug seines Großvaters fort. Dann störte es ihn auch, daß man ihn überall, wohin er nur kam, verheirathen wollte; die Bräute aber, die man ihm, offen und versteckt, antrug, waren nun einmal nicht nach seinem Geschmack.

Jetzt war er lange nicht fort gewesen, aber in der Pfingstwoche bot er plötzlich ein Fähnlein seiner Knechte auf und ritt nach Burg Plote. Hier war der Aufenthalt übrigens nur ganz kurz, denn noch an demselben Tage ging die Reise weiter. Es war noch eine Anzahl Plotho'scher Knechte und Mägde dazu gekommen, namentlich aber hatte sich die edle Frau von Dewitz ihnen angeschlossen und der Weg nahm zunächst die Richtung nach Oderberg.

Sehr lebendig waren weder Amaley noch Lenz auf dieser Reise, sie ritten meist ganz still neben einander her, aber auf Amaley's Gesicht lag der Ausdruck des tiefsten Friedens. Ihre Augen hätten einen ganz

eigenthümlichen Glanz, fast triumphirend schauten sie darein, als hätten sie ein lange angestrebtes Ziel endlich erreicht. —

Es war ein ziemlich bedeutender Weg, den die Beiden mitsammen zurücklegten; fast durch sämmtliche märkische Lande ging er, aber sie hatten ihre große Freude daran. Mochten sie auch vielfach durch Sand und Haide reisen, es war ja ihre Heimath und sie wußten, daß diese Heimath ein gar gutes Land ist; sie wußten den Reiz von Wald und See wohl zu schätzen und freuten sich, wo Kornfelder und Gärten Zeugniß gaben von dem eisernen Fleiß der Bewohner. Und auch mit den Leuten in diesem Lande wurden sie fertig, sie kannten ja deren Art von Jugend auf. Wohin aber zogen Lenz Schadewacht und Amaley Dewitz?

Zwei Tage waren sie in Berlin gewesen, das damals noch nicht mit Cölln zu einer Stadt vereinigt war. „To dem olden Berlin" hieß man die Stadt damals, in der es außer Bäckern und Kürschnern noch keine Zünfte gab. Die Schuster, Schneider, Weber und Schlächter vereinigten sich erst zwanzig Jahr später zu einer Zunft. Außer der Stralauer und Spandauer Straße, die dicht an die damals viel

breitere Spree herantraten, gab es kaum eine nennenswerthe Straße, aber schon stand die Nicolai-Kirche, noch heute die Pfarrkirche der Stadt, die 1202 einen hunderttägigen Ablaß erhielt, für Alle, die in ihr Buße thun würden, auch der Thurm von St. Marien, der freilich im 17. Jahrhundert abbrannte, schaute schon hinüber über die Stadt, die klein und unbedeutend noch, doch großer Vorrechte genoß, weil sie von freien Leuten gegründet war. Zu St. Nicolai hatten Lenz und Amaley am Sonntag dem Gottesdienst beigewohnt, wie so viel Tausende vor und nach ihnen in den ehrwürdigen Mauern ihr Gebetlein gesprochen, und waren dann am Montag Morgen frisch und fröhlich zum Oderberger Thor hinaus geritten. Dieses Thor ist völlig von der Erde verschwunden, ja, die Wenigsten wissen, daß es überhaupt existirt hat und doch war es ein gar wichtiges Thor, denn Alle, die nach Oderberg wollten, mußten es passiren. Oderberg aber war gar wichtig für den Handel von Berlin, denn dorthin kamen von Stettin aus all' die unzähligen Häringe, die Mark Brandenburg verbrauchte. Der vielen Fasttage wegen war der Häring im Mittelalter ein viel häufigeres Nahrungsmittel, auch der besseren Stände, als heutzutage.

Durch das Oderberger Thor also, das in der heutigen Königsstraße sich befand, ritten Lenz und Amaley mit ihrem Gefolge durch den Barnim. Es war ein Maimond, wie er so lieblich selten unseren Marken zu Theil wird. Weich und mild wehte die Luft, überall blühten die wilden Rosen, glatt und still lagen die Seen, grün und frisch stand die Haide, im Winde wiegten sich die Aehren, nicht voll und schwer, wie in gesegneteren Ländern, aber doch nicht so gar dünn wie in anderen Jahren, voll tausend bunter Blumen standen die Wiesen. Ueber Blumberg und Werneuchen ging der Weg, dann über Beiersdorf und Freudenberg, damals noch Städte, jetzt kaum gekannte Dörfer. Ueber Hohen- und Nieder-Finow kamen sie endlich in das Dörflein Bardzin. Zu Bardzin war ein Hospital für Reisende und ein Prämonstratenser-Kloster. Dicht hinter Bardzin aber erreichten sie Oderberg mit seinem mächtigen Schlosse, das als ein Bollwerk gegen die Pommern errichtet worden war. Weiter und weiter gings der pommerschen Grenze zu, und zu immer größerer Eile spornte Frau Amaley den Reisegefährten.

Endlich hatten sie die brandenburgischen Lande verlassen und schlugen nun den Weg ein nach jenem

Hügel, darauf Rüdiger Hoppkorff sich seine Hütte gebauet. Wie damals, da sie ihn zuerst so unvermuthet gefunden, ließen sie ihr Gefolge unten zurück und stiegen selbander den Hügel hinauf.

Vor der Thür seiner Hütte saß der Hoppkorff, das Haupt in die Hand gestützt, mit grauen Haaren und welken Zügen, ein alter, einsamer Mann. Es zog ein schneidend Weh durch Schadewacht's Brust, der des schönen, stolzen Mannes gedachte, den er einst zu Plote kennen gelernt. Wahrlich, das Urtheil der Mannen zu Tangermünde war ein schweres gewesen, und Lenz sagte sich, das wäre aus Dir auch geworden, wenn Dir die Ottonischen Lande ebenso verschlossen gewesen wären wie die Johanneischen.

Mit leichten, leisen Schritten trat Amaley auf den Einsiedler zu und legte ihm ihre feine Hand auf die Schulter. Er fuhr wie aus einem tiefen Traume empor. „Ihr seid's," sagte er dann mild, „oh, Ihr kommt aus der Heimath, erzählt mir von Ihr!"

„Hängt Ihr denn noch immer so an unserer öden, nebeligen, armen Heimath mit ihren starrköpfigen Bewohnern?" fragte Amaley, ihre Bewegung gewaltsam bezwingend.

„Warum nennt Ihr sie nebelig, arm und öde, warum nennt Ihr seine Bewohner starrköpfig?“ entgegnete Hoppkorff, „glaubt mir, wenn Gott seinen Segen dazu giebt, wird unser Land der reichsten eines, und seine Kinder werden es dazu machen, ohne Anderer Hülfe. O, es ist ein gutes Land, unsere Mark, nicht auf den ersten Blick sieht man's, aber wer's kennt, der weiß es. Nicht nur Nebel und öde Haide ist es, stolze Städte werden emporblühen aus den Sümpfen, und ein starkes, kühnes Geschlecht erzieht die Haide!“

In altem Glanze leuchteten die Augen des Brandenburgers, und leise fragte Amaley: „So würde es Euch wohl eine gewaltige Freude sein, wenn Ihr märkischen Boden wieder betreten könntet?“

„Warum fragt Ihr das,“ schrie er auf, „hat Euer todter Vater noch nicht genug, wißt Ihr nicht, daß es unmöglich?“

„Kein Ding ist unmöglich,“ sprach Amaley ernst und fest, „wenn nun Einer gewesen wäre, der nicht geruht hätte bei Tag und Nacht, um die Schöppen zu Tangermünde zu bewegen, Euch zu begnadigen, und das endlich erreicht hätte? Können sie Euch Eure Ehre, Eure Rechte nicht wieder geben, so

können sie doch die Verbannung aufheben; wißt Ihr nicht Einen, der solches gethan haben könnte?"

„Ich kenne Keinen," entgegnete er trübe.

„Aber ich weiß es!" rief Amaley jetzt, „ich selbst, Wolf Plotho's Tochter, ich habe Dich los gebeten von der Verbannung, Rüdiger Hoppkorff, zu jeder Stunde kannst Du heimkehren nach Mark Brandenburg."

Keines Wortes mächtig starrte er die blasse Frau an. „Was ist das?" fragte er endlich.

„Brandenburgische Rache," sagte Amaley ernst und reichte ihm die Hand hin. Das hatte sie noch nie gethan, und er wagte es kaum, die Hand der Frau zu fassen, deren Vater er erschlagen.

„Und ich darf wirklich heim, ich soll wirklich daheim sterben," fragte er noch einmal, „ich kann's nicht fassen."

„Es ist so," erwiderte Amaley.

„Dann laßt mich gleich fort," drängte Rüdiger, „der Boden brennt mir unter den Füßen. Heim, heim!"

Amaley lächelte. „Ihr seid noch immer der Alte, rasch zur That, ohne Besinnen und Zaudern, daß ist nun nicht eben brandenburgisch."

„Doch," rief Hoppkorff, „wo Ihr uns das Herz einmal trefft, da sind wir auch rasch, und wo sich's um unser Vaterland handelt, da kommen wir schnell genug!"

Wirklich litt der ungestüme Mann kein Zögern, keine Rast, mit einem hastigen Händedruck dankte er Lenz, der ihm ein Roß vorführte.. Mit der alten Kraft schwang er sich hinauf, und nun jagten sie den Weg zurück, den sie gekommen, und viel schneller, viel hastiger noch, denn Rüdiger Hoppkorff trieb zu immer neuer Eile. Sonst sprach er kein Wort auf dem ganzen Ritt, nur zuweilen faßte er Amaley's Hand und drückte sie schweigend an seine Lippen.

Als sie über die Grenze waren und märkischen Boden unter ihrer Rosse Hufen spürten, sprang Hoppkorff nicht vom Pferde, er jubelte nicht auf, nein, er blieb ganz still, aber Thränen standen in seinen Augen, und er drückte die Hand auf die Brust, als wollte er seines Herzens gewaltige Schläge dämpfen.

Die Aufregung, die er mit Aufbietung all' seiner Kräfte verbergen wollte, die seinen Reisegefährten aber doch nicht entging, mußte übrigens auch diesen harten Mann endlich zu Boden werfen, und in

Bardzin sah man sich genöthigt, die Gastfreundschaft der Mönche in Anspruch zu nehmen.

Im Kloster, im Hospital, im ganzen Dorfe war es ungewöhnlich lebendig, denn es war der heilige Abend des Pfingstfestes; überall sah man junge Dirnen Laubgewinde zum Schmuck des Gotteshauses verfertigen; die Burschen kamen mit jungen Birken aus dem Walde, denn die „Maie" durfte schon damals in keinem Hause fehlen. Die Frauen aber lagen in den Häusern auf ihren Knieen und mühten sich im Schweiße ihres Angesichts die Dielen, wo solche vorhanden, zu scheuern, oder den steinernen oder den lehmenen Fußboden sauber zu kehren und ihn darnach mit weißem Sande, woran ja niemals Mangel in Brandenburg, und mit geschnittenem Calmus zu bestreuen.

Rüdiger Hoppkorff lag in einer Zelle des Hospitals, der Blick aus dem kleinen vergitterten Fenster gewährte nicht viel Aussicht, man sah gerade auf eine weite Wiese, an derem Ende eine Schmiede stand. Der rothe Glast des Feuers, an dem noch gearbeitet wurde, spiegelte sich wieder in dem Wasser eines „Puhls" wie man bei uns sagt, an dessem Rande Schilf, Calmus und blaue Vergißmeinnicht wuchsen.

Der Himmel war wolkenlos, und langsam ging der Mond auf, weiß und friedlich. Von draußen herein klang das Summen der geschäftigen Leute, ernst und gemessen auch in ihrer Freude. Dazu aber klangen die Pfingstglocken in vollen melodischen Tönen.

Lenz Schadewacht und Amaley traten in die Zelle zu ihrem Gefährten. Da lag er, die Hände auf der Brust gefaltet, die Augen wie verklärt hinausgerichtet auf das Wasser und die Schmiede, die Wiese und den weißen Mond.

Amaley trat zu ihm. „Wie fühlt Ihr Euch?“ fragte sie.

Er sah sie mit einem Dankesblicke an. „Brandenburg,“ sagte er dann leise, „ich habe Dich wiedergesehen, aber ich kann's nicht ertragen, die Freude tödtet mich!“

Erschrocken traten Lenz und Amaley näher, da erklangen seltsame Töne in ihrer Nähe. Die Glocken hatten schon eine ganze Weile geschwiegen, aber diese Töne rührten von denselben Glocken her und entstanden dadurch, daß man mit den Klöppeln abwechselnd an die eine oder die andere Glocke in lustigem, wirren aber doch rythmischen Durcheinander schlug. Das ist die größte Lust brandenburgischer Jugend in der Pfingstnacht.

Rüdiger Hoppkorff fuhr in die Höhe. „Sie beiern," rief er mit glänzenden Augen, „o, wie oft habe ich beiern helfen in meiner Jugend! Du liebes, liebes Brandenburg, Gott segne Dich!"

Er fiel zurück, mit einem Schrei stürzten sich die Beiden auf ihn, er hatte die Heimath gesehen, aber das Wiedersehen hatte ihn getödtet. Draußen beierte die Jugend lustig weiter. An Rüdiger Hoppkorff's Leiche aber knieten Lenz Schadewacht und Amaley Plotho.

Fünftes Capitel.

Wie es im Herbst Frühling wurde.

So hoch ist Deine Stirn, so schwebend leicht Dein Fuß,
Und vom halb offnen Mund so lieblich klingt Dein Gruß,
Wie müßte wundervoll zu Deinen stolzen Brauen,
Der blaue Panzer stehn der alten Schildjungfrauen.
Der Tag, an dem ich Dir genaht zum ersten Mal,
Das war ein goldner Tag. O, blieb in Deinem Innern
So wie in meiner Brust von ihm ein licht Erinnern?
Du lächelst. Gieb mir denn die Hand so weiß und weich.

Victor Hugo.

Im Herbste desselben Jahres, da Rüdiger Hoppkorff bei dem Klange der heimathlichen Glocken sein Leben ausgehaucht und Amaley Plotho das Gebot von der Feindesliebe bis auf den Buchstaben erfüllt hatte, denn sie war noch der Leiche des wilden Gesellen gefolgt, im Herbst desselben Jahres mußte Lenz noch einmal eine Reise machen. Sie ging diesmal nach Berlin, woselbst er verschiedene Geschäfte abzuthun hatte. Er gefiel sich in der engen Stadt eigentlich recht gut, traf auch daselbst etliche alte Bekannte, so

daß er seinen Aufenthalt länger ausdehnte, als seine Absicht gewesen. Bei aller Liebe zu seinem heimathlichen ererbten Boden, lockte es ihn doch wenig zurück in die einsamen Räume des Herrenhauses von Schönholz und die Abende, ja Nächte vergingen zu Berlin beim Becher unglaublich rasch.

Unter Anderen hatte Lenz auch die Bekanntschaft eines Berliner Patriciers gemacht, der Fritz Wins geheißen, alte Erinnerungen in ihm weckte. Er sah bei dem Namen Wins ein zierlich Kind vor sich, das mit seinen kleinen Händen einen Blumenstrauß auf seine Brust legte und wußte, daß dies Kind aus Berlin stammte, wo die Winse hochangesehen waren; hatte doch Einer aus ihrer Sippe einem Bruder Otto's des Langen das Leben gerettet und dafür sein stolzes Wappen erhalten, das im blauen Felde einen Regenbogen von drei goldenen Sternen begleitet, zeigte. Fritz Wins, ein lustiger und gescheuter Herr, wie denn die Berliner allzeit als lustige und gelehrte Köpfe bekannt waren, fand sein herzliches Wohlgefallen an Lenz Schadewacht und lud ihn gar freundlich in sein Haus ein. Da er ein ganzes Häuflein schmucker Töchter besaß, hatte er vielleicht auch noch allerlei Nebengedanken, doch ließ er sich

das klüglich nicht merken, und Lenz folgte willig der Einladung.

Es war ein trüber, naßkalter Herbst-Abend, als er am Arme des Patriziers dessen Haus auf der Stralauer Straße betrat; aus der Thorstube schallte ihnen der Gesang lustiger Mädchenstimmen entgegen, und als Wins die Thür aufstieß, saßen sie auch richtig Alle in dem warmen, hellen Gemach mit ihren Spindeln beisammen; sie schwiegen stille, als die beiden Männer eintraten und die Hausfrau stand auf, um den Fremden willkommen zu heißen; Wins schob ihm einen Sessel hin und sagte dann zu seinem Weibe: „Bring' uns einen Krug heißen Biers, Cläre, und laß die Mädels weiter singen, es hört sich so gemüthlich an, wenn draußen der Wind heult und der Regen prasselt."

Frau Cläre gehorchte, die Mädchen auch; sie fingen von Neuem an ihr Weihnachtslied zu üben, das sie zum Feste singen wollten. Kunstlos waren Lied und Melodie, aber es klang doch anmuthig, und die Männer lauschten aufmerksam, wie sie sangen:

„Seid froh und freut Euch Alle der großen Seligkeit,
Heut ist ein Kind geboren, das wenden will all' Leid,
Sein' Kraft ist mächtig weit und breit,
Gebenedeiet sei der Mutter Leib.

Gelobet und geehret muß sein, die trug das Kind als Magd
und nicht als Weib,
Er ist der Welt Erlöser, den sie uns gebar;
Die keusche Magd hat Gott den Herren uns geboren
Und ohne ihn wir wären gar verloren;
Gott, Du bist gut, und also gut, daß Deiner Güte nichts ist
gleich,
Durch Deine heilige Geburt hilf' uns in's Himmelreich."

Zu dem einfältig frommen Liede paßten auch die rosigen, stillen, freundlichen Gesichter der Mädchen, die Lenz nicht ohne Wohlgefallen betrachtet hatte, bis seine Augen von ihnen abgezogen und auf etwas Anderes gelenkt wurden. Mitten unter den schmucken blühenden Schwestern saß ein Mädchen, dessen Züge zwar eine gewisse Aehnlichkeit mit denen der Uebrigen zeigten, sonst aber völlig verschieden von ihnen waren. Sie war groß und schlank, eigentlich weniger hübsch als die Anderen, denn ihre Stirn war ungewöhnlich breit und die Brauen stark entwickelt, obwohl ihr Gesicht zart und weiß war; ihre kleinen zierlichen Hände waren sehr fleißig und strichen zuweilen mit einer anmuthigen Bewegung das reiche braune Haar von den feinen Schläfen zurück, so daß ein zierliches Ohr sichtbar wurde. Der rosige Mund war fest geschlossen, sie war die Einzige, die nicht mitgesungen. Zuweilen erhob sie die Augen, es waren große blaue

Kinderaugen, aber sie hatten einen raschen, geweckten Blick und Lenz besann sich vergeblich, wo er diese Augen schon gesehen.

„Das geht ja prächtig," rief Wins, als die Mädchen schwiegen, „und wird am heiligen Christtage klingen, als sängen die lieben Englein selber. Du hast nicht mitgesungen, Berlinde?"

Das Mädchen mit den Kinderaugen und den stolzen Brauen darüber stand auf. Hoch und stattlich war sie fast anzuschauen wie eine der alten Walkyren, die gefallene Helden nach Walhalla hinauf trugen. „Ihr wißt, daß ich nicht singen kann, Ohm!" erwiderte sie mit heller Stimme.

„Ihr nanntet den Namen Berlinde," warf Lenz ein, der nun wußte, wo er das Mädchen gesehen, „seid Ihr Berlinde Wins?"

„Ich bin's," entgegnete sie, sich ruhig zu ihm umwendend, „solltet Ihr mich kennen?"

Sie war einige Schritte näher getreten, mit leichtem schwebenden Gang, und sah ihm fest in das Gesicht, als wolle sie einen bekannten Zug entdecken, aber sie schüttelte den Kopf.

„Ihr erinnert Euch meiner nicht mehr," sagte Lenz lächelnd, „freilich, Ihr waret ein gar junges

Mägdlein, als ich Euch zuerst sah, und ich habe noch oft an Euch gedacht; es ist eine gar lichte Erinnerung."

Auch Berlinde lächelte, während ein feines Roth über ihr Gesicht flog. „Ihr müßt mir helfen," erwiderte sie, „eine dunkle Ahnung geht durch meine Seele, aber ich weiß es doch nicht recht."

„Einst wart Ihr schmeichelhafter für mich," lachte Lenz, „Ihr nanntet mich Sassenblome, damals zu Buch auf der Mauer, als ich Euch Rosen brach!"

„Lenz Schadewacht," rief Berlinde jetzt, „ja, nun erkenne ich Euch!"

„Nun, dann gebt mir immerhin Euer Händchen zum Gruß, wie damals," antwortete Lenz, „wir sind ja alte Freunde."

Wirklich legte Berlinde ohne sich zu besinnen ihre Hand in die des Schadewachts, der seinem Wirth mit kurzen Worten erzählte, wo er Berlinde gesehen, wenn er auch Lutgardes mit keiner Sylbe erwähnte.

Berlinde erzählte ihm dagegen, wie sie meist zur Winterszeit bei den Basen sei und nur im Sommer auf Buch verweile.

„Wir verziehen sie eben Alle," erklärte Wins, „und ganz kann Keiner ohne die Dirne fertig werden,

warum, weiß ich auch nicht, denn sie ist weder klug, noch hübsch, noch artig."

„Danke, Ohm," lachte Berlinde und legte ihren Arm um seinen Nacken, „Ihr kennt mich gut, das muß wahr sein."

Ja, das war noch ganz dasselbe verständge, freundliche, übermüthige Kind wie vor zehn Jahren, und Lenz begriff es sehr gut, warum Keiner ganz ohne sie sein wollte. Sie wußte es übrigens einzurichten, daß sie wieder in des Schadewachts Nähe kam, und während der Ohm seine Mädchen neckte, plauderte sie mit ihm von Buch und Lutgarde. Lenz erzählte ihr manches von dem Brand des Klosters und Lutgardes Ende; sie hatte ihre Hände im Schooß gefaltet, und große Thränen standen in ihren Augen; das Andenken an Lutgarde machte Lenz auch weich, er hatte so lange nicht von ihr geredet, aber seine Liebe zu ihr kam ihm jetzt wie ein längst entschwundener Traum vor. Schadewacht saß sehr lange im Hause des Patriziers und kam am andern Tage schon wieder. Von seiner Abreise schien gar nicht die Rede zu sein, und die Basen neckten Berlinde weidlich mit ihrem alten Freunde. Berlinde nahm die Neckereien sehr ruhig auf und ließ sich gar nicht stören, immer gleich

freundlich gegen Lenz zu sein, der von Tag zu Tag ein größeres Wohlgefallen an dem Mädchen zu finden schien. Sie wußte immer so lieb und verständig auf Alles einzugehen, was er ihr erzählte, mochte es sich um ein Minnelied des Grafen Lindow, der der Mark angesehenster Sänger war, handeln oder um einen Acker zu Schönholz, von dem er ihr erzählte, und — sie hatte so schöne Augen. Unser Held vermeinte nie schönere gesehen zu haben und konnte seinen Blick gar nicht von ihnen wenden. Man ließ die Beiden gewähren, Lenz war ja so jüng nicht mehr, er dachte wohl kaum noch an minnen und freien, wenigstens hatte er das zu Wins gesagt, obwohl er in der That und Wahrheit noch lange keine vierzig Jahr zählte, und Berlinde hatte nie etwas von Minne und Heirath hören wollen, so viel man auch ihre Hand begehrt hatte. Kurz, Lenz Schadewacht blieb in Berlin und verrieth nicht die leiseste Sehnsucht nach Schönholz; die Töchter des Wins machten oft allerlei boshafte Bemerkungen darüber, aber er achtete nicht darauf.

So schritt Lenz denn auch eines Abends wieder dem Wins'schen Hause zu. Er kam über den alten Markt, den heutigen Molkenmarkt, auf dem die

Grenze lag zwischen Berlin und Cöln und auf dem das erste Rathhaus der Stadt Berlin stand. Eng und klein nach heutigen Begriffen, die Mauern unten von Granit, oben aus Backsteinen aufgeführt, kleine rundbogige Fenster darin und davor die Gerichtslaube, eine offene Bogenhalle. Vor dem Rathhause aber stand der Roland, von Kopf zu Fuß gewappnet, in der Rechten das erhobene Schwert, am linken Arm den Schild mit dem Reichsadler. Der Roland hat am alten Markt gestanden, bis Friedrich der Eisenzahn die Gerichtsbarkeit der trotzigen Stadt brach, und ihr Sinnbild, den Roland, zerstörte. Aber des Schadewacht's Gedanken weilten nicht bei dem Riesen am Rathhaus, die waren bei einem lieblichen Frauenbilde, und er achtete der Schneeflocken nicht, die ihm, vermischt mit einem feinen Regen, in's Gesicht wehten. Er fand seinen Weg auch vortrefflich und schritt die Stralauer Straße so wohlgemuth hinunter, als sei es der hellste Frühlingstag. Im Wins'schen Hause stieg er die Treppe so raschen Schrittes hinauf, als versäume er irgend etwas, wenn er nicht eile. In der Thorstube war's warm und hell wie immer, Berlinde ging geschäftig hin und her, außer ihr war Niemand zu sehen, und der Schadewacht schien nicht

einmal böse darüber; sie hatte ihn nicht kommen hören, so blieb er denn in der Thür stehen und folgte mit seinen klugen braunen Augen jeder Bewegung ihrer schlanken Gestalt, deren, für ihren stattlichen Wuchs auffallend zarte Formen in den um Brust und Hüften dicht anschließenden Gewand von weicher dunkelrother Wolle deutlich hervortraten; sie hatte die lange Schleppe desselben vermittelst eines blauen, am Gürtel befestigten Bandes heraufgezogen, so daß unter dem blauen Unterkleide der zierliche Fuß sichtbar wurde. Die unmittelbare Zusammenstellung von roth und blau lag im Geschmack der Zeit, die grelle Farben liebte. Auch Lenz trug über einem schwarzen Gewande mit weißer Fütterung einen violetten, gelb ausgeschlagenen Ueberrock, schwarze, eng anliegende Beinkleider, einen Dolch im Gürtel und ein schwarzes, weiß ausgeschlagenes Barett. Den Mantel hatte er abgeworfen und sah in der bunten kleidsamen Tracht eigentlich viel schöner aus als vor zehn Jahren, da Berlinde ihn zum ersten Mal gesehen. Wenigstens dachte sie das, als sie sich jetzt umwandte und ihn in der Thür lehnen sah.

„Ei, habt Ihr auch bei dem Unwetter den Weg zu uns gefunden?“ redete sie ihn heiter an.

„Ich habe garnichts vom Unwetter gemerkt," entgegnete er, sich niederlassend; sie saß ihm gegenüber, und Beide sahen sich an, ohne ein Wort zu sprechen. Berlinde sang leise vor sich hin eine alte Melodie: sie konnte sie nicht recht finden, Lenz half ihr ein, so lange er mitsang, mochte es gehen, sowie er aufhörte sang sie wieder falsch.

„Gebt Euch keine Mühe," sagte sie endlich, „ich werde es nie lernen, es ist vergebens."

„Schadet auch nichts," erwiederte er, „ich höre Euch lieber falsch singen als Eure Basen richtig; wenn Ihr einmal richtig sänget, wär's garnicht mehr Eure alte süße Stimme."

Darauf schlug Berlinde die Augen nieder, wurde ganz roth und sagte garnichts, obwohl ihr Zünglein sonst flink genug war, flinker als Lenz gefallen wollte, denn es fiel dann auch manch scharfes Wort von den rosigen Lippen. Heut aber war sie ganz mild und freundlich, so daß ihm das Herz immer höher schlug. Sie sprachen von den alten Zeiten, und Lenz erinnerte sie daran, wie sie ihm die Blumen auf die Brust gelegt; er erzählte ihr auch, wie lange er sie aufbewahrt und wie oft er ihres lichten Bildes gedacht, und dann nahm er ihre Hand in die seinige und

zog sie an seine Lippen, und sie ließ es geschehen. Dann aber saßen sie wieder ganz still und schauten sich an.

„Wie der Herbststurm gegen die Fenster schlägt,“ unterbrach Berlinde endlich das Schweigen. Wie aus einem Traum fuhr Lenz auf. „Herbststurm?“ fragte er, „haben wir denn Herbst, ich meine es wäre Frühling und die Veilchen müßten nächstens blühen.“

Berlinde neigte das Köpfchen. „Mir ist's auch so,“ erwiderte sie, „aber es ist doch Herbst.“

„Und ich sage, es ist Frühling geworden, wenigstens in meiner Brust, wenn's auch draußen Herbst ist!“ rief Lenz.

„Aber Berlinde,“ sprach da Frau Cläres Stimme zürnend dazwischen, „ziemt sich das für ein ehrsam Jungfräulein, so allein mit einem Manne dazusitzen; und Ihr, Schadewacht, hättet auch meines Gemahls Kämmerlein aufsuchen können. Ihr müßt doch wissen, was sich ziemt, wenn so ein Mädel auch nicht daran denkt!“

Erschrocken waren die Beiden zusammen gefahren, sie hatten überhaupt an nichts in der ganzen Welt gedacht: Lenz aber wußte sich zu fassen und bat die gestrenge Frau so demüthig um Verzeihung, daß sie

ihre gute Laune bald wieder gewann. Mit Berlinde schmollte sie den ganzen Abend, so daß diese kaum wagte, nach Lenz hinüber zu blicken.

Als aber Schadewacht Abschied nahm, wußte er es doch so einzurichten, daß er Berlindes Hand ungesehen noch einmal küssen konnte. Dann eilte er hinaus iu die Straße, seiner Herberge zu, mit seiner knospenden, glückseligen Liebe im Herzen.

Herbst war's draußen und Frühling drinnen!

Sechstes Capitel.

Wie die Ehre rief.

Doch auch von Dir verdienet Preis
Ein Wankelmuth wie der,
Nie könnt' ich lieben Dich so heiß
Liebt ich nicht Ehre mehr.
Richard Lovelace.

Lenz Schadewacht war zu der Ansicht gekommen, daß es bei dem entsetzlichen Herbstwetter eigentlich ein gewagtes Unternehmen sei, nach Schönholz zu reiten, wohin er seine Knechte längst voraufgeschickt hatte, und beschloß deshalb, wenigstens zu warten, bis starker Frost eingetreten sein würde, bei dem die Wege doch besser sein mußten. Unglücklicher Weise aber trat der Winter so mild auf, daß durchaus kein Schnee oder Frost kommen wollte, und Lenz zeigte sich nicht einmal sehr bekümmert darüber. Im Wins'schen Hause hatte man sich daran gewöhnt, daß all' sein Dichten und Trachten Berlinde galt,

und der Ohm wunderte sich nur zuweilen, daß Schadewacht nicht bei ihm um seine Brudertochter anhielt. Daran aber schienen weder Berlinde noch Lenz zu denken; sie lebten ganz in dem reichen stillen Glück der Gegenwart und dachten garnicht an die Zukunft.

Beide freuten sich wie die Kinder auf das Weihnachtsfest, daß Lenz natürlich im Hause des Patriziers feiern sollte; es war, als erwarteten sie etwas ganz Besonderes von dem Feste, und Berlindes Wangen blühten immer rosiger, je länger Lenz im Hause ihres Oheims aus- und einging.

An einem December-Abend wanderte Schadewacht auch wieder zu seinem Freunde Wins, aber er ging diesmal nicht zuerst nach der Thorstube, aus der heraus Lachen und Singen ihm entgegen klang, sondern ganz genau, wie Frau Cläre ihm befohlen, suchte er das Stüblein des Patriziers auf. Das war ein enges Gemach, in dem es nach heutigen Begriffen sehr unwohnlich war; im Monat Dezember war es sogar recht kalt darin, und doch schlüpfte Berlinde gegen Abend regelmäßig unter irgend einem Vorwande hinauf, gewiß aber zu einer Zeit, wo der Ohm nicht darin war, und ganz gewiß erschien dann

Lenz Schadewacht nach einer Weile, höchst verwundert, den trefflichen Fritz Wins nicht zu treffen, obwohl ihm derselbe mehr als einmal erzählt, daß er zwischen der Complete und den letzten Glocken im grünen Baum einen Krug Bier zu trinken pflege. Allemal aber zwischen der Complete und den letzten Glocken kam Lenz und hatte das regelmäßig vergessen, war aber garnicht verwundert, Berlinde dann immer in ihres Oheims Stube zu treffen.

Auch heute fand er es ganz in der Ordnung, daß sie es war, die auf sein Klopfen die Thür öffnete und dann mit sehr gut gespieltem Gleichmuth sagte: „Der Ohm ist in dem grünen Baum, aber oben findet ihr die Frauenzimmer. Ich wollte hier unten nur ein wenig Ordnung machen, während der Ohm weg ist.“

Fritz Wins mußte erstaunlich unordentlich sein, denn Berlinde räumte sein Zimmer alle Abend auf, ohne daß es zu helfen schien.

„Kann ich Euch nicht behülflich sein,“ erkundigte sich Lenz. „Das ginge mir ab,“ lachte sie, „Ihr würdet die Unordnung noch größer machen.“

Darauf setzte sich Lenz auf die Fensterbank und sah ihr zu, bis sie vor ihm stehen blieb, nun faßte

er ihre Hand und zog sie an seine Lippen, heut aber sprang er plötzlich empor, umschlang sie mit beiden Armen und küßte sie auf die Lippen.

Sie wollte sich losmachen, aber er flüsterte: „Liebst Du mich denn nicht, Berlinde?“

„Ja, liebt Ihr mich denn?“ fragte sie und legte den Kopf an seine Schulter.

„Das weißt Du doch lange,“ entgegnete er, sich zu ihr hinabneigend, daß sein Goldhaar über ihre weiße Stirn fiel, „ich liebe Dich!“

Da legte sie ihre Arme um ihn und ihre Händchen in seinem Nacken faltend, wiederholte sie: „Ich liebe Dich!“

Noch einmal küßte er ihre rosigen Lippen, dann ging sie hinauf nach der Thorstube. Er blieb im Stüblein des Patriziers sitzen, bis der aus dem grünen Baum nach Hause kam und sie selbander zu den Frauenzimmern gingen. Er begrüßte oben Berlinde so gut wie ihre Basen, als habe er sie heut noch garnicht gesehen, und die Mägdlein dankten ihm sittig, denn das berlinische Frauenzimmer war seiner feinen Sitten wegen berühmt.

Wer den lustigen Fritz Wins so gut kannte, wie Lenz Schadewacht, dem mußte es auffallen, daß

er heut so ernst und still dasaß, ohne einen von seinen gewohnten Späßen zu machen. Lenz fragte ihn deshalb theilnehmend, ob er im grünen Baum einen Aerger gehabt, oder was es sonst mit ihm sei.

„Mit mir ist Alles gut," erwiderte er, „und in unserer lieben Stadt Berlin ist auch Alles in Ordnung, aber draußen in der Welt ist wieder einmal der Teufel los!"

„Was ist's!" rief Lenz, „zieht der Böhme noch einmal gegen Kaiser Rudolf?" „Freilich," erwiderte Wins, „und unser langer Markgraf ist auch wieder hinaus, der giebt dem Kaiser was zu rathen auf, und ich freu' mich, daß er dem Ottokar also Freundschaft hält."

„Wir Brandenburger sind allzeit treu," erwiderte Lenz, „aber ich wollte doch, der Markgraf stände zum Kaiser, damit Ruhe und Frieden im Reich bliebe." „Was geht uns denn das Reich an," fuhr Wins auf, „Brandenburg hat nichts von ihm verlangt und es hat uns auch nichts gegeben."

„Gehören wir etwa nicht zum deutschen Reich?"

„Ei freilich," lachte Wins, „wenn das deutsche Reich mal brandenburgisch geworden ist, dann wollen wir auch dazu gehören, bis dahin aber sollten die da

draußen alleine fertig werden und der Markgraf nicht unser bestes Blut dem Böhmen opfern, der's ihm auch nicht dankt."

„Es hat Niemand Dank für Brandenburg," antwortete Lenz, „das versteht sich Alles von selbst, sie benutzen uns und schicken uns dann heim. Sie wissen, daß wir größer sind als sie, darum fürchten sie uns, aber wir sind ihnen lästig; es ist kein Fürst in Deutschland, der uns nicht mit neidischen Augen ansieht."

„Das ist's eben," nickte Wins, „und ihr Neid und Haß wird Brandenburg noch oft hindern an seinem Wachsthum; die Magdeburger sind uns auch wieder nicht grün, sie haben den Markgrafen Erich richtig nicht zum Erzbischof gemacht, sondern den Schwalenberger!"

„Und das hat sich Markgraf Otto gefallen lassen?" fragte Lenz.

„Aber wo habt Ihr nur in den letzten Monden Augen und Ohren gehabt?" forschte Wins. „Wißt Ihr denn nicht, daß Otto Magdeburg mit Krieg überzogen, daß seine Verbündeten bei Aken geschlagen wurden und der tollköpfige Fürst nun auf Magdeburg

zieht, um seinen Bruder mit Gewalt zum Erzbischof zu machen."

„Er wird's auch durchsetzen," meinte Lenz.

Wins schüttelte den Kopf. „Sein Heer ist zu klein, es fehlt ihm an Männern, die im Kampfe erprobt, den einzigen Bismarck ausgenommen, denn Buch sitzt trotzig auf seiner Burg und rührt sich nicht."

„Dann gehe ich zu ihm," fuhr Lenz auf, „ich verstehe auch etwas vom Kriegs-Handwerk."

„Dann müßt Ihr Euch eilen," meinte Wins, „wenn Ihr den Markgrafen noch einholen wollt, der schon ein gut Stück voraus ist."

„Das werde ich auch," rief Lenz, „keinen Tag länger sollt Ihr mich in Berlin sehen."

„Und unser Weihnachtsfest?" fragte Frau Cläre, der es nicht entgangen war, wie bleich Berlinde geworden war.

Lenz holte tief Athem. „Ich kann nicht anders," sagte er hastig, „mein Markgraf braucht mich, ich muß zu ihm!"

Tiefer und tiefer neigte Berlinde ihr Haupt auf die Spindel, an der ihr der Faden fortwährend riß. „Ich muß mir eine andere Spindel holen," sagte sie

endlich zu den Basen, „an der muß etwas entzwei sein," und hastig eilte sie hinaus.

Gleich darauf erhob sich Lenz unter dem Vorwande, ein Kissen aus des Hausherrn Stube holen zu wollen, welches derselbe eben einer seiner Töchter herbeizuschaffen befahl.

Frau Cläre und ihre Töchter waren der Meinung, daß Berlinde auf ihrem Kämmerlein sich ausweine, sie hatten daher nichts gegen den Ritterdienst des Schadewacht einzuwenden. Lenz aber glaubte ganz bestimmt, die Geliebte auf demselben Fleck zu finden, wo er sie wenige Stunden zuvor in seinen Armen gehalten.

Er hatte sich auch nicht getäuscht; bitterlich weinend saß sie auf der Fensterbank, wo sie manche Viertelstunde mit Lenz verplaudert hatte. Neben ihr Platz nehmend, umschlang er sie mit seinem Arm und zog ihr Köpfchen an seine Brust. Sie ließ es wohl geschehen, aber mit zuckender Lippe fragte sie: „Hast Du denn noch Gedanken für mich?"

„Warum soll ich keine Gedanken mehr für Dich haben, Mädchen," entgegnete er.

„Du bist mir untreu geworden," schluchzte sie, „um des eitlen Ruhmes willen, noch gestern versprachst

Du mir, bis in den Frühling hinein bei uns zu bleiben, heut soll Dich der andere Tag nicht mehr in Berlin sehen, so wankelmüthig bist Du nun."

Fester drückte Lenz das Mädchen an sich. „Ich will Dir etwas sagen," begann er nach einer Pause, „Markgraf Otto hat mir in seinem Zorn bitter weh gethan, mich tief gekränkt, nun kommt die Stunde, da mein Arm ihm nützen kann, was gebietet mir nun die Ehre? Entscheide Du's, mein Mädchen, soll ich fest bleiben und auch fernerhin leben wie bisher, oder soll ich wankelmüthig sein, wie Du sagst und hinausziehen?"

Beide Hände preßte Berlinde an ihre Stirn. „Ich sterbe ohne Dich," hauchte sie, „Du liebst mich nicht, wenn Du von Hinausziehen sprichst!"

„Gerade weil ich Dich liebe," erwiderte er, „spreche ich davon, das Weib meiner Liebe soll mit Stolz auf mich blicken. Ich liebe Dich, aber meine Ehre auch."

Er sprach in ernstem und festem Ton. Das Mädchen neigte ihr Haupt. Nach einer Weile sagte sie: „So thue, was Du für recht hälst, ich will stark sein."

„Laß mich immerhin ausziehen," sprach er weiter, „bleib mir treu, wenn's wieder Winter wird, hole ich Dich heim nach Schönholz; hierher muß ich kommen, denn nach Buch darf ich nicht; aber ich will Dich schon finden, und dann sollst Du ganz mein sein für alle Zeit."

Oben wunderte sich Frau Cläre gewaltig, wo der Schadewacht mit dem Kissen blieb, ihr Gemahl aber flüsterte ihr zu: „Sei still, Cläre, Dein Vater schickte Dich auch einmal an den Brunnen, ihm einen kühlen Trunk zu holen, und der alte Mann war halb verschmachtet, ehe Du wiederkamst." Da lächelte die gute Frau, und so kam es, daß Niemand die Beiden da unten störte, die noch lange Hand in Hand auf der Fensterbank saßen, weinend und lächelnd zugleich, denn das Scheiden war gar schmerzlich, aber die Hoffnung desto freudiger.

Es war Lenz zu Muthe, als seien nun Susanna's und Ingewalt's Segenswünsche in Erfüllung gegangen, nun ihm in der Heimath diese köstliche Mädchenblume aufgeblüht war. Aber mit der Liebe ging die Ehre Hand in Hand, und Lenz Schadewacht war fest entschlossen, Markgraf Otto seinen Arm zu leihen.

Siebentes Capitel.

Wie Tempelhof überfallen wurde.

Diese dumpfen Pfaffenchristen
Laßt uns keck sie überlisten!
Göthe.

Nach einem gar schweren Abschied von Berlinde und dem Hause ihres Ohms hatte sich Lenz zunächst nach Tempelhof begeben. Das geschah auf die Bitte des wackeren Patriziers, der dem Comthur des Tempelherren eine Botschaft zu senden hatte und keinen sicheren Mann wußte. Sobald Lenz seinen Namen genannt hatte, wurde er von sämmtlichen Rittern gar freundlich empfangen und befragt, ob er ein Verwandter sei des berühmten deutschen Ritters Randewich Schadewacht, der Commendator der Commende Berge bei Magdeburg sei und einen sehr verwickelten Streit zwischen Templern und deutschen Rittern zu Ende geführt habe. So erfuhr Lenz, daß sein Bruder

nicht mehr im Preußenlande und ein hochangesehener Mann sei. Dagegen waren sie garnicht gut auf seinen Markgrafen zu besprechen, der ungeirrt von der Glorie, die damals noch in den Augen des Volkes den Tempelherrn-Orden umgab, ihren Ansprüchen oft einen Widerstand entgegensetzte, den sich die Fürsten der andern, ottonischen, Linie nie erlaubten. In heiterster Laune war Lenz zur Ruhe gegangen im Hospiz der Tempelherren, er sah von seinem Fenster aus gerade auf die damals schon alte Kirche, die aus granitartigen, in's Geviert gehauenen Feldsteinen erbaut, noch heute als ein Denkmal jener Zeiten dasteht, dies Kirchlein und der Name des Dorfes, das so recht im Sande liegt, mahnen in der Nähe vor Berlin einzig und allein noch an die untergegangene Herrlichkeit jenes geistlichen Ritterthums, das einst auch in unsern Marken mächtig war; vom Adel und den Fürsten begünstigt, weil deren Angehörige darin eine ehrenvolle Stellung fanden, vom Volk mehr mit Ehrfurcht als mit Liebe angesehen und von den Geistlichen, denen der Hochmuth dieser Orden unerträglich war, gehaßt. Lenz mit seinem freien stolzen Sinn fühlte sich natürlich sehr wohl unter den Tempelherren, und hätte es ihn nicht gar zu sehr gedrängt, zu seinem

Markgrafen zu gelangen, er hätte die ihm so willig angebotene Gastfreundschaft sicher auf längere Zeit angenommen, als auf die eine Nacht. Sie hatten lange beim Becher miteinander geschwatzt und der Comthur hatte darüber geklagt, daß sich in der letzten Zeit allerlei verdächtiges Gesindel gezeigt habe, das offenbar nicht von friedlichen Absichten in's Dorf geführt werde. Niemand aber hatte weiter darüber nachgedacht und sorglos war man zur Ruhe gegangen. Niemand ahnte, welcher Feind im Anzuge war, den Tempelherren mit Mord und Brand drohend.

In der Umgegend von Berlin war Alles deutsch, auch in der alten Mark war man der Wenden endlich Herr geworden und nur einzelne Trupps schweiften, eigentlich zur Räuberbande geworden, im Lande hin und her. Nur eine Bande gab es, die allgemein gefürchtet war; sie stand unter der Anführung eines alten Wendenhäuptlings, und vernichtete mit fanatischer Wuth, wo sie im Siege war, Alles, was an Germanen- und Christenthum erinnerte. Sie hatte ursprünglich in der alten Mark namentlich Kirchen und Klöster angegriffen, war aber endlich über die Havel gedrängt worden und bedrohte die Umgegend von Berlin. Es war schwer, dieser wilden Gesellen

Herr zu werden, die mit unglaublicher List zu Werke gingen, selten Mann gegen Mann fochten und von einer Tücke ohne Gleichen waren.

Diese Horde fanatischer Heiden war es, die gegen die Commende Tempelhof heranzog in dunkler Winternacht. Es war ein tollkühner Plan, aber sie hatten noch Kühneres glücklich ausgeführt, so daß sie vor nichts mehr bebten.

Als die letzten Fackeln im Ordenshause erloschen waren, schlichen sie heran, ein alter Mann mit weißem Haar und nervigen Armen an ihrer Spitze. Durch's Dorf waren sie wohlweislich nicht gezogen, sondern sie kamen aus dem Fichtenwalde, der von dem Ordenshause nur durch einen schmalen, jetzt tiefverschneiten Wiesenstrich getrennt war.

Leise, kaum hörbar, aber dem feinen Ohr dieser Kinder der Finsterniß ganz vernehmlich, ertheilte der Alte seine Befehle; ein wilder Fluch gegen die Christen mischte sich darunter, der ein williges Echo fand.

„Wir klopfen nicht an die Pforte," flüsterte der Anführer, „wir gehen überhaupt um das Ordenshaus herum, suchen die Kirche zu öffnen, stecken die Lichter auf dem Altar an und Etliche von uns werden wohl

etwas von ihrem Geplärr singen können. Die Bauern sehen's vielleicht und hören's auch, sie werden es aber für Spuk halten und sich ängstlich nicht aus ihren Höhlen wagen. Die Ritter aber werden kommen, sie fürchten den Teufel nicht, dem sie ja Treue schwören; sie werden uns die Pforte selber öffnen, durch die wir hinein dringen. Hei, sie haben unser armes Volk mit ihren Pfaffenlisten so lange betrogen, bis es der alten Götter vergaß, wir betrügen sie wieder!"

Und vorwärts ging's vorsichtig, leise, langsam. Die Kirche war bald geöffnet, da man sich schon vor etlichen Tagen einen Nachschlüssel dazu verschafft hatte. Drinnen war's düster, nur am Altar brannte mit mattem Scheine eine ewige Lampe, deren Licht auf ein Marienbild fiel, das wie zürnend auf die Eindringlinge herabsah. Der Alte fuhr zusammen, als er das Bild sah, aber rasch faßte er sich und begann, wie er vorher gesagt, die Lichter am Altar anzuzünden. Diejenigen, welche in das Ordenshaus dringen sollten, hielten sich im Schutz der Mauern verborgen, die dasselbe umgaben, im Schatten der Bäume versteckt. Der Anführer wollte mit der geringeren Anzahl der Leute in der Kirche bleiben, wo der Kampf ungleich schwieriger werden mußte, auch war es eine besondere

Genugthuung für den wilden Heiden, gerade in den Kirchen seinen bösen Spuk zu treiben.

Die List gelang übrigens vollkommen. Die Bauern sahen die Lichter am Altar brennen, sie hörten einen dumpfen Gesang und bekreuzigten sich eifrig, denn sie glaubten wirklich an einen Teufelsspuk, zumal über den Verkehr der Tempelherren mit dem Bösen allerlei dunkle Gerüchte gingen. Aber auch im Ordenshause erblickte man den Glanz der Lichter und hörte den Gesang; hier indessen glaubten nur die Wenigsten an Spuk und auch diese waren nicht sehr erschrocken darüber, sondern vielmehr sofort entschlossen, ihm kühn entgegen zu treten. Es wurde lebendig im Ordenshause, gespenstisch wehten die weißen Mäntel mit den rothen Kreuzen im Nachtwind; ein halb Dutzend der Ritter, mit ihnen Lenz Schadewacht, eilte zur Kirche und wurde hier von den wüthenden Wenden angefallen, während die Anderen in den Hof drängten. Man war aber im Ordenshause auf Krieg und Ueberfall gerüstet. Die Ritter waren augenblicklich fast in den Waffen, ja, der Drapier kam eiligst mit der Ordensfahne herbeigestürzt.

Das wilde Kampfgetümmel mußte auch den Bauern hörbar werden, aber es dauerte lange, bis sie sich darüber klar wurden, daß es von sterblichen Menschen und nicht von Geistern herrühre. Die Tempelherren hätten sämmtlich erschlagen sein können, ehe die Vernunft den Sieg über den Aberglauben behielt und sie anspornte den Rittern, die in der Minderzahl waren, zu Hülfe zu eilen.

Am wüthendsten war der Kampf in der Kirche. So laut auch die Tempelherren einander gegenseitig anriefen, der Entweihung des Gotteshauses ein Ende zu machen und die Wenden hinaus zu drängen, diese in ihrer tückischen Bosheit wußten ihn immer mehr in's Innere der Kirche zu lenken. Lenz Schadewacht kämpfte wie ein Rasender, er erinnerte sich des Tages, da die Wenden ein anderes Gotteshaus angriffen, und auf der Stelle hatte er seines Großvaters Sohn, den unglücklichen Reimar, erkannt. Sein Bemühen war hauptsächlich darauf gerichtet, bis zu diesem vorzudringen, und ihn dann womöglich dem strafenden Arm der Tempelherren zu entziehen. Er wußte ja, was den wilden Christenhaß in diesem Manne erweckt hatte, den die Christen um Alles betrogen und so

schuldbefleckt auch sein Leben sein mochte, Lenz bemitleidete ihn, denn er konnte mit ihm fühlen.

Die Templer, die in der Führung der Waffen doch ungleich geschickter waren, als die Wenden, riefen ihnen zu, sich zu ergeben, aber ein höhnisches Gelächter war die Antwort und das Gemetzel ging fort. Auch drinnen im Ordenshause zogen die Heiden den Kürzeren. Einer nach dem Andern fiel unter den Streichen der geistlichen Ritter. Als sie sahen, daß der Sieg für sie verloren, faßten sie den letzten Rest ihrer Kräfte zusammen um wenigstens mit Ehren sterben zu können, und diese Ehre wurde ihnen denn auch zu Theil.

In der Kirche war Reimar der Letzte, der den Templern Widerstand leistete. Anfänglich hatte er mit feurigen Worten die Seinen ermuntert. Als Einer nach dem Andern an seiner Seite fiel, wurde er immer stiller, sein Gesicht immer farbloser, die Augen immer starrer, nur sein Arm schwang nach wie vor den mächtigen Speer. Jetzt trifft auch ihn ein Schwerthieb; er bricht zusammen; einzelne seiner Leute warfen sich über ihn, aber sie werden emporgerissen, und nun die Bahn frei ist, kniet Lenz Schadewacht bei ihm nieder. Er fühlt, ob noch Leben in dem starren Körper und wirklich schlägt er langsam die Augen auf.

„Wer bist Du?“ fragt er Lenz.

„Ein Schadewacht,“ entgegnet der. Niemand störte die Beiden, die Templer sind ihren Genossen im Hause zu Hülfe geeilt, nur das Stöhnen Sterbender und Verwundeter erfüllt das Gotteshaus. Reimar hat die Hand des Schadewacht erfaßt.

„Du bist ihr Sohn,“ flüstert er, „aber sie ist todt, todt wie Alle, todt, wie das Weib, auf das ich meine Hoffnung setzte. Von einem Weibe sollte uns das Heil kommen, der Spruch log.“

„Der Spruch log nicht,“ rief Lenz mit starker Stimme, „von einem Weibe kam das Heil allen Menschen. Das ist das Weib!“

Er deutete auf das Marienbild, und langsam wandte der sterbende Heide den Kopf danach um. „Ora pro nobis,“ murmelte er. Was für eine Erinnerung zog durch seine Seele? Dann sagte er leise: „Die Christen wollten mich nicht, da ging ich zu den Heiden, aber ich bin nicht glücklich gewesen, es zog mich oft zu ihnen, und nun der Tod kommt, nun möchte ich wieder beten wie sonst.“

„Ihr sollt als Christ sterben,“ sprach Lenz. Er verließ die Kirche, um einen Geistlichen zu suchen, den er nur mühsam fand und dann zu Reimar führte.

„Dieser Mann ist das Opfer eines schweren Verbrechens," sagte er ernst, „segnet ihn ein zum Sterben, zum Beichtehören ist keine Zeit."

Der Geistliche gehorchte und unter christlichen Gebeten entfloh die Seele des Heidenführers dem wunden Leibe. Es lag wie ein Hauch der Versöhnung über diesem Ende. Gott hatte sich des unglücklichen Mannes erbarmt, an dem er die Sünde der Eltern heimgesucht hatte.

Lenz blickte lange schweigend in das Angesicht des Todten, der den Fluch nicht hatte ertragen können, den seine Zeit auf den Bastard legte. Fast war es ihm lieb, diesen Unglücklichen nun unter den Todten zu wissen, aber schwerer als je brannte der Betrug auf seiner Seele, den sein Großvater verübt; namentlich wenn er an Berlinde dachte; was würde sie sagen, wenn sie die unheilvolle Geschichte erfuhr und verschweigen wollte er ihr dieselbe nicht. Seufzend griff er nach seinem Rosenkranz und betete leise für den Todten, den seine Mutter so sehr geliebt.

Dann eilte er in's Ordenshaus, wo die Templer sich ihres Sieges freuten und dem Schadewacht für seine tapfere Hülfe dankten.

Achtes Capitel.

Wie der Adler in's Netz fiel.

Wenn Wolken ziehn, nimmt man den Mantel um,
Wenn Blätter fallen, ist der Winter nah';
Wer harrt der Nacht nicht, wenn die Sonne sinkt.
Shakespeare.

In der fruchtbaren magdeburgischen Ebene, unweit Schönebeck bei Frose an der Elbe, hatte Markgraf Otto sein Lager aufgeschlagen. Sein Haß gegen Magdeburg und der dieser mächtigen Stadt gegen ihn war alt. Zwei harte Steine mahlen nicht. Der ehrgeizige Fürst und die trotzigen Städter, deren Grenzen nah' bei einander lagen, mußten wohl zusammengerathen. Wer will's heut' noch sagen, von wem die Gewaltthätigkeiten ausgingen, wer zuerst dem Andern zu nahe trat. Markgraf Otto, dem die Wichtigkeit der festen Stadt nicht entging, wollte seinen Bruder zum Erzbischof daselbst machen, um durch ihn Magdeburg zu beherrschen. Die Magdeburger aber wollten sich dem

rothen Adler nicht beugen und übergingen Erich bei der Wahl. Außerdem schlugen sie des Markgrafen Freunde bei Aken und führten im Gefühl ihres Sieges gar übermüthige Reden, die Otto bitter zu ahnden beschloß.

Der Markgraf war damals in der ganzen Vollkraft seines Mannesalters; sein todesmuthig Herz freute sich auf einen Kampf mit den Magdeburgern. Das Ansehen, in dem er überall stand, hob seine Brust, er war des Sieges so sicher, daß er die warnende Stimme Pantaleon Bismarcks nicht hörte, der voll schwerer Bedenken war. Der riesige Mann war noch immer des Fürsten erster Rathgeber und hatte als solcher gar viel für Brandenburgs Größe und Wohlstand gethan. Der Neid und Haß seiner Feinde war allmählich verstummt, als man es merkte, wie wenig der seltsame Mann sich dadurch beirren ließ.

Es waren nur Einzelne noch, die hartnäckig den Mann aus Bismarck für einen Verbündeten des Teufels hielten, der den Markgrafen bezaubert. Die Mehrzahl erkannte es, wie die Mark blühend geworden unter ihm und wieviel Unheil er verhütet hatte, denn bei dem schwer zu zügelnden feurigen Temperament des Markgrafen wäre ohne Pantaleons Besonnenheit

das Land aus der Fehde nicht herausgekommen. Auch jetzt hatte er zum Frieden gerathen, aber Otto dürstete nach Kampf und Ruhm. Und als die Mannen ausrückten, da kam auch über Pantaleon die Lust am Streit und seine Hand zuckte nach dem Schwerte.

Im Lager vor Frose nun hatte sich Bismarck ein Mann angeboten, der einen adligen Schild führte, der aber mit einem Linnentuche verhüllt war, also daß man das Zeichen desselben nicht erkennen konnte; er hatte sich für erfahren in allen Künsten des Krieges ausgegeben und etliche dahin einschlagende Fragen Pantaleons mit einer Sicherheit beantwortet, welche diesem jeden Zweifel an der Wahrheit seines Wortes nehmen mußte. Aber Bismarck war vorsichtig und forschte den Fremden aus, warum er sein Schild nicht zeige, seinen Namen nicht nenne, ob er etwa Verrätherei beabsichtige. Da schwur der geheimnißvolle Krieger mit einem theuren Eide, daß er solches nach der Schlacht dem Markgrafen selbst offenbaren wolle und Bismarck, der die Menschen mit seinen mächtigen Augen schnell zu durchschauen pflegte, traute dem Eide des Fremden. Er wies ihm einen Platz im Lager an und besann sich dabei vergeblich, wo er dies schöne, stolze Angesicht mit den großen braunen Augen schon

gesehen. Es wollte ihm aber nicht einfallen und er begab sich nachdenklich zum Markgrafen, den Fremden in seinem Zelte allein lassend. Als sie durch's Lager gingen, hatte dieser das Visir seines Helmes geschlossen, gleich, als fürchte er von Jemand erkannt zu werden.

Im Zelte des Markgrafen fand Bismarck außer diesem selbst den Grafen von Arnstein, einen lustigen, feurigen Herrn, der in Gemeinschaft mit Otto eben einen umfangreichen Becher mit edlem Wein leerte, denn der Januartag war bitter kalt.

„Grüß Gott, Pantaleon," rief der Markgraf seinen Getreuen an, „morgen ruf' ich Dir's hoffentlich in Magdeburg zu!"

„Geb's Gott, gnädigster Herr," erwiderte Bismarck nachdenklich.

„Was, zweifelst Du dran, daß wir mit diesen Bürgern fertig werden?" rief Otto, die Stirn runzelnd, „meine Späher melden mir, daß Alles voll Furcht und Zagen und Niemand an ein Rüsten denkt."

„Meine Späher aber," fiel Pantaleon sehr ernst ein, „melden mir, die ganze Stadt sei auf den Beinen, überall leuchteten Fackeln, klängen Posaunen, Trommeln und Pfeifen."

„Was soll das heißen?" fuhr Arnstein auf.

„Das soll heißen,“ erwiderte Bismarck, „daß Erzbischof Günther heut Morgen mit der Fahne des heiligen Mauritius auf den Markt vor das Rathhaus gezogen ist und den Bürgern große Freiheiten gelobt hat, wenn sie gegen Euch ziehen wollten. Sie haben die Sturmglocke läuten lassen und rüsten scharf, denn der Erzbischof hat ihnen verrathen, daß Ihr gedroht, den Dom zu einem Stall für Eure Rosse zu machen!“

„Der Elende,“ murmelte Otto. „Was ich in der Hitze, beim Becher, gerufen, giebt er für Wahrheit aus; ich bin der Pfaffen Freund nicht, aber soviel Ehrfurcht vor einem Gotteshause habe ich stets gehabt, daß ich nicht daran denke, es also zu entweihen.“

„Ich wollte doch, Ihr hättet das Wort nicht gesprochen,“ meinte Arnstein, „Eure Feinde werden es weiter tragen und gebt Acht, wenn Ihr längst hinüber seid, werden sie sagen, Ihr hättet es wirklich gethan.“

Der Markgraf seufzte, denn er mußte dem Freunde recht geben, aber rasch schüttelte er die trüben Gedanken von sich und rief heiter: „Fort damit, das Kriegsglück war uns bisher günstig, es wird's auch bleiben, morgen ziehen wir gen Magdeburg!“

Sie sollten Magdeburg am andern Tage nicht erreichen. Die Magdeburger waren an der Sülze hinaufgezogen, wo der Graf von Anhalt und mehrere thüringische Herren zu ihnen stießen. Voran flatterte die Fahne des heiligen Mauritius, des Schutzpatrons von Magdeburg.

Aber der Markgraf mit den Grafen Reinstein, Hadmersleben, Mansfeld und Arnstein, rückte ihnen in drei Treffen entgegen. Wohl war's ein kalter stürmischer Januartag und der Wind rauschte in der Fahne mit dem rothen Adler, aber die Schlacht wurde heiß und blutig. Allen voran jagte Markgraf Otto in seiner schimmernden Rüstung, und wo er erschien, wichen die Magdeburgischen vor der Gewalt seines tapferen Armes. Dicht neben ihm hielt sich, alle Anderen um Haupteslänge überragend, mit der Wucht seines breiten Schwertes Alles niederschmetternd, was sich ihm in den Weg warf, Pantaleon Bismarck. Etwa 300 Ritter und Edelknechte, die Blüthe märkischen Adels, umgab die beiden gewaltigen Männer, und diese Schaar war es, die den Magdeburgern besonders gefährlich wurde. Namentlich auf die Rosse der Feinde schienen sie es abgesehen zu haben, denn zu Hunderten bedeckten die Leichen der edlen Thiere

das Schlachtfeld. Jener Schaar hatte sich ein Reiter zugesellt, dessen Visir geschlossen und dessen Schild verhüllt war; er war der Tapfersten Einer, und der Markgraf wurde aufmerksam auf ihn; mehrmals rief er ihn an, sich ihm zu nennen, aber der Unbekannte schüttelte den Kopf. Seine Stimme wurde nur vernommen, wenn er Bismarck, der eigentlich die Schlacht leitete, einen Rath ertheilte. Gewöhnlich war dieser Rath so verständig, daß er auf der Stelle befolgt wurde und immer zum Vortheil der Brandenburger. Natürlich hatten auch die Magdeburger den tapferen Kämpfer bald bemerkt und ein Hagel von Pfeilen umschwirrte stets von Neuem sein Haupt. Noch hatte ihn kein Pfeil getroffen, kein Schwert oder Spieß verwundet, und im Heer der Brandenburger verbreitete sich allmählich das Gerücht, der fremde Reiter sei ein Engel, den Gott zu ihrem Schutze gesandt. Auch bei den Magdeburgern schien man ähnlicher Ansicht, denn Schrecken und Muthlosigkeit bemächtigten sich ihrer. Das war Markgraf Otto's scharfem Auge nicht entgangen und immer verwegener, immer tollkühner sprengte er mit seiner Schaar in die Feinde hinein, so daß bald zwischen ihm und seinem eigentlichen Heer ein nicht unbedeutender Zwischenraum

entstand. Vergebens mahnte der fremde Reiter zur Mäßigung. Der lieder- und schwertfrohe Askanier hörte nicht auf ihn, mitten im Kampfesgetümmel erhob er seine Stimme zum Gesange und seine Goldlocken wogten um das stolze, fürstliche Haupt, denn den Helm hatte er abgenommen und nur das mit Hermelin verbrämte Barett aufgesetzt, dem Feinde keck die freie Stirn bietend.

Der Fremde, in dem der Leser Lenz Schadewacht erkannt haben wird, sah kaum, daß der Markgraf nicht aufzuhalten war, als er sein Roß umwandte, dem Heere zujagte und dieses nun antrieb, den Fürsten so schnell als möglich einzuholen.

Den Magdeburgern war es indeß nicht entgangen, wie die Entfernung zwischen Otto und seinem Heere immer größer wurde, und geschickt lockten sie ihn sich immer näher, bis sie plötzlich eine Schwenkung machten und sich nun mit ihrer ganzen Masse auf die kleine Schaar warfen.

Pantaleon war der Erste, der begriff, daß Alles verloren, denn so sehr Lenz auch das Heer zur Eile antreiben mochte, die Entfernung war schon zu groß, als daß die Uebermacht nicht unterdessen mit der kleinen Schaar hätte fertig werden sollen. „Schützt

den Markgrafen," schrie Bismarck mit Donnerstimme und drängte sich zugleich so dicht vor seinen Fürsten, daß er ihn mit seinem riesigen Leibe deckte. Auf ihn, von dem man wußte, daß er immerdar dem Markgrafen gerathen, die Macht der Städte zu brechen, auf ihn, der da gesagt hatte, großes Gut sei der Kirche nicht zuträglich, Christus habe nicht gewußt, wo er sein Haupt hinlegen sollte, seinen Stellvertretern zieme also auch der Prunk eines Thrones nicht, auf diesen Mann, der den Haß aller Länder an Brandenburgs Grenzen auf sich geladen, nur um seinen Fürsten und sein Vaterland groß zu machen, richteten sich nun die heftigsten Angriffe der Tapfersten im feindlichen Heer. Mit der eisernen Ruhe, die ihm eigen, vertheidigte er sich, da traf ein Speerhieb sein Roß, ein anderer seine Brust, und machtlos stürzte der gewaltige Mann mit seinem Pferde zu Boden. Mit einem wilden Schrei warf sich der Fürst, unbekümmert um die drohende Gefahr vom Rosse, noch einmal öffnete Bismarck die Augen: „Gott segne Brandenburg," sagte er leise, und wie sich Otto über ihn beugte, sprach er kaum hörbar noch: „Mein theurer Markgraf," dann richtete er sich ein wenig auf, seine Lippen flüsterten: „Grüßet Weib und Kind," und während er es versuchte, sich mit

dem Zeichen des Kreuzes zu segnen, hauchte er den letzten Seufzer aus.

Wie gelähmt blieb der Markgraf an der Leiche seines Getreuen stehen, er hörte die gellenden Wehrufe der Seinigen und den Triumphschrei der Magdeburger nicht; ihr Plan war gelungen, der Adler in's Netz gegangen. Sie hatten die kleine Schaar durchbrochen und machten zu Gefangenen, so viel als irgend möglich, denn in Rücksicht auf die reichen Lösegelder, die ihnen dann zu Theil werden mußten, war das jedenfalls klüger, als sie zu erschlagen. Auch der Markgraf fühlte sich gepackt, aber noch einmal griff er zum Schwert, sich mit all' seiner Kraft vertheidigend, denn schon sah er sein Heer nahen. Vergebens, die Uebermacht war zu groß, er wurde entwaffnet und war der Gefangene der Magdeburger, in demselben Augenblick, da Lenz heransprengte.

Die Gefangennahme des Markgrafen und Bismarcks Tod verbreiteten übrigens einen solchen Schrecken in den Reihen der Brandenburger, daß ihre Gegner leichtes Spiel mit ihnen hatten. Vergebens war des Schadewachts Tapferkeit, man hörte nicht auf ihn, ja es wurden sogar Verwünschungen gegen ihm laut, als sei er ein Truggeist, der solches herbeigeführt. Die Verzweiflung der Brandenburger war unbeschreib-

lich; sie vertheidigten sich nicht mehr, was nützte es, zu kämpfen, wenn ihr tapferer Markgraf hatte unterliegen müssen? Sie waren es so gewohnt, von ihm zum Siege geführt zu werden, daß sie Brandenburgs Untergang vor Augen sahen. Auf die Flucht begaben sich die Wenigsten, sie zogen es vor, zu sterben. Auch der tapfere Graf Arnstein lag todt am Boden neben Pantaleon Bismarck.

In des Schadewachts Seele war auch finstere Nacht. Er dachte nicht an Berlinde, er suchte den Tod, denn Brandenburgs Fall wollte er nicht überleben. Da zuckte ein Gedanke durch seinen Sinn; der Markgraf war nicht todt, es mußte Mittel geben zu seiner Befreiung. In Rathenow war die Markgräfin mit dem Hofe, dort mußte man es versuchen, einen Ausweg zu finden. Jetzt dachte Lenz nicht daran, daß ihm die Johanneischen Lande verboten, die Liebe zu seinem Fürsten und zu seinem Vaterlande war doch noch größer, als sein peinliches Ehrgefühl. Mit einer Tapferkeit ohne Gleichen wußte sich Lenz hindurch zu schlagen durch die Reihen der Feinde; mit wehem Herzen, aber doch nicht ohne einen Funken von Hoffnung jagte er der Mark Brandenburg zu.

Neuntes Capitel.

Wie guter Rath theuer war.

> Da aber sprach der Greise,
> Nicht bin ich Kinder weise,
> Daß ich hier helfen kann,
> Was soll ich Euch betrügen,
> Es wär' nicht wohlgethan.
> Von Floren und von Blantscheflur.

Zu Buch an der Elbe saß der „Alte von Buch," wie man den tapferen Ritter nannte. Eben war das Mittagsmahl beendet, als das Horn des Wächters einen Gast verkündigte. Sofort eilte Frau Margaretha hinab in die Küche, um auf's Neue kochen und braten zu lassen. Der Ritter aber begab sich in den Burghof, wo ein halb Dutzend Reiter hielten, in deren Mitte sich ein hohes bleiches Frauenbild in Trauerkleidern befand.

„Um Gotteswillen, Frau Markgräfin," rief Buch überrascht, „seid Ihr's?" „Ich bin's," entgegnete die

schöne Frau trübe, während sie von ihrem Rosse stieg, „und komme als Bittende zu Euch.“

„Markgraf Otto's Gemahl hätte eine Bitte an Johann Buch, dessen Rath man vor wenigen Monden noch zu Rathenow nicht hören wollte, dem der Markgraf kaum die Hand zum Gruße reichte,“ sprach der Alte bitter.

„Habe ich es an Freundlichkeit für Euch fehlen lassen?“ fragte Frau Heilwig und sah ihn mit ihren süßen blauen Augen bittend an.

„Nein, Ihr nicht,“ erwiderte Buch freundlicher, „Ihr seid mir immerdar eine gnädige Herrin gewesen, darum heiße ich Euch willkommen, und mein Haus sei wie Euer Besitzthum, so lange Ihr darin weilet.“

Damit geleitete er die Markgräfin in's Frauenhaus, wo Frau Margaretha ihr entgegen kam, während sich Buch nun zu Frau Heilwig's Begleitern wandte, unter denen ihm nur der Hofjägermeister Heinemann bekannt war. Zwar kam es ihm vor, als kenne er Schadewachts Züge, aber er vermochte sich doch seiner nicht recht zu erinnern. Die Markgräfin hatte Lenz gleich wieder erkannt und auf ihr inständiges Bitten hatte er eingewilligt, sie nach Buch zu begleiten, wozu er anfänglich keine Lust verspürt, denn Buch hatte

wenig heitere Erinnerungen für ihn, bis ihm plötzlich einfiel, daß es ja so häufig Berlinde's Aufenthalt und er dort irgend etwas finden könne, was ihn an die Geliebte mahnen müsse.

Erst nachdem Buch seine Gäste mit Speise und Trank gelabt, fragte er nach Neuigkeiten aus dem Kriege und dem Grunde ihrer Anwesenheit.

„Das fällt Beides zusammen," erwiderte Lenz. „Der Krieg ist unglücklich genug zu Ende gegangen, und wir sind hier um und bei Euch Rath zu holen, wie der Markgraf zu befreien ist."

„Markgraf Otto ist gefangen, und das hat Bismarck gelitten, Bismarck weiß keinen Rath?"

„Bismarck fiel an seines Herren Seite," entgegnete Lenz.

„Todt!" rief Buch, „ha, ich hab's gewußt, daß die Geschichte kein gutes Ende nimmt, denn Otto war im Unrecht."

„Das weiß ich nicht," unterbrach ihn Lenz, „ich weiß nur, daß sie ihn in schimpfliche Fesseln gelegt, und er auf Eure Hülfe baut."

„Auf meine Hülfe," antwortete Buch spöttisch, „ich bin ein alter grämlicher Mann, Markgraf Otto hat's selbst gesagt, daß er mich nicht ertragen könne,

als ich im April meine Stimme gegen den Krieg erhob, als ich ihm zu Liebe meine Burg doch noch einmal verließ. Bismarck war anderer Ansicht, und sein Wille galt."

„Ihr täuscht Euch," rief des Markgrafen Schenk, der tapfere Ritter Berthold, „Bismarck rieth dem Fürsten, Euch zu folgen, aber er wollte nicht und da sagte Pantaleon: „So will ich denn mit ihm ziehen und mit ihm sterben. Er wußte, daß Ihr Recht hattet, aber er hielt's für seine Pflicht, seinen Fürsten in der Stunde der Gefahr nicht zu verlassen."

Buch biß sich auf die Lippen und sagte hastig: „Ich kann Euch aber doch nicht helfen."

„So hat der Markgraf sich in Euch getäuscht," fiel Heinemann ein, „mir war's vergönnt, mich zu lösen aus der Gefangenschaft und als ich durch Magdeburg schritt, da sah ich meinen theuren Herrn in einem eichenen Käfig vor dem Dome stehen und sie sangen ihm Schelmenlieder in's Ohr." Weiter kam der treue Mann nicht und auch den Anderen rannen die Thränen aus den Augen. Buch fuhr mit dunkel geröthetem Gesicht auf: „Das haben sie gewagt, Hölle und Teufel!"

„Sie haben's gewagt," fuhr Meister Heinemann fort, „und als ich zum Käfig trat, da bat mich der

Markgraf um Gotteswillen ihm eine Waffe oder einen Strick zu verschaffen, denn er vermöge es nicht länger, solchen Schimpf zu ertragen. Und bei Gott, ich hätte ihn selbst mit meinem Schwert durchbohrt, aber er wurde scharf bewacht und es war nicht möglich."

Wieder ward's still in dem Gemach, in der Thür desselben war Frau Heilwig erschienen und sich in einen Sessel niederlassend, winkte sie dem Hofjägermeister fortzufahren, der aber sprach: „Und noch einmal gelang es mir, zum Markgrafen zu kommen, da sagte er mir: „Ich habe dem Alten von Buch wehe gethan, aber als treuer Diener wird er mir's nicht nachtragen, er wird Rath finden, wo guter Rath theuer ist und seinem Rath soll mein süßes Weib folgen."

„Wollt Ihr mir nun solchen Rath weigern?" fragte Frau Heilwig zu dem Alten herantretend.

Buch blickte noch immer trotzig drein. „Warum denkt er jetzt mein, so er doch im Glücke meiner vergaß?" sagte er bitter.

„Weil er," fuhr Lenz auf, „noch an die alte brandenburgische Treue glaubte, die da ihrem Fürsten bleibt, auch wenn er ihr nicht lohnt; weil es des Ritters Zier ist zu dienen ohne Lohn!"

„Wer sagt, daß ich Lohn fordere," rief Buch, „ich bin kein Krämer."

„Wohl fordert ihr Lohn, wenn auch nicht Gold und Silber, so doch Gnade und Ehre, ich sage aber noch einmal, die Treue dient ohne Lohn."

„Wer seid Ihr?" fragte Buch, Lenz fest in's Gesicht schauend.

„Für Markgraf Otto ein Todter," erwiderte er; Heinemann aber unterbrach ihn mit den Worten: „Es ist der Mann, der bei Frose am tapfersten kämpfte" —

„Und dann zu mir eilte," fiel Frau Heilwig ein, „wir haben diesem Manne viel zu danken, wenn Ihr ihn auch nicht erkennt, ich erkannte ihn gleich, aber ich habe ihm gelobt, zu schweigen, ja Ritter Buch, das ist Einer von denen, die wirklich ohne Lohn dienen."

„Ich wollte Euch ja auch dienen ohne Lohn, edle Frau," begann Buch jetzt zögernd, „ich sehe nur nicht ein, wie; ich weiß Euch wahrhaftig keinen Rath."

„Mein Gott, mein Gott," stöhnte die Markgräfin und barg das Gesicht in den Händen, „soll Otto die Schmach denn noch länger tragen. O, daß Bismarck lebte, er würde Rath gewußt haben."

„Ich bin auch nicht so weise, wie er," entgegnete Buch, den es verdroß, daß auch Heilwig, die sonst nie Freundin Pantaleons gewesen, dessen Klugheit rühmte.

„Ihr könntet es wohl sein," antwortete Heilwig, „Ihr wollt nur nicht, es mag Euch sanft thun, Euch also an meinem lieben Herrn zu rächen. Sei es denn, ich will versuchen, ob Gott uns auf andere Weise hilft; Ihr aber freut Euch, daß Ihr einem hülflosen Weibe ihre Bitte um Rath versagt habt."

Sie wollte aufstehen, aber Buch hinderte sie daran. „So war's nicht gemeint, edle Frau," sagte er milder als bisher, „wenn ich einen Rath wüßte, der Euch helfen könnte, wollte ich Euch selbigen nicht vorenthalten, aber das Schlimme ist, daß ich eben keinen finde; ein solches Unrecht mag ich nicht begehen, Euch mit falschen Hoffnungen zu täuschen."

„O besinnt Euch, Herr," bat Heilwig, ihre schönen Hände flehend zu ihm aufhebeud. Ihre rührende Schönheit verfehlte des Eindrucks auf den alten Trotzkopf nicht, er ging eine Weile auf und ab im Gemach, plötzlich blieb er stehen und sagte hastig: „Ihr habt eben durch die Gewalt Eures Bittens und Eurer Schönheit mein altes Herz gerührt, nun wohl,

das muß Euch auch bei Anderen gelingen. Hört mich an, Frau Markgräfin, das ist der einzige Rath, den ich Euch geben kann. Ziehet gen Magdeburg und versuchet, Euch die Domherren geneigt zu machen; aber Eure Schönheit allein wird's nicht thun, Ihr müsset ihnen ansehnliche Geschenke machen. Habt Ihr die Domherren gewonnen, so werden sie den Erzbischof gewinnen. Es ist freilich ein beschwerlich Ding um das Reisen im Winter, aber ich weiß beim besten Willen keinen andern Rath."

Die Markgräfin war aufgestanden und faßte die Hand des Ritters.

„Ich danke Euch vieltausendmal," antwortete sie, „unverzüglich will ich nach Magdeburg aufbrechen, kein Geschmeide soll mir zu lieb sein, ich gebe es hin für meinen Gemahl, von Haus zu Haus will ich wandern, bis sie ihn mir frei geben, und beten will ich für Euch, weil Ihr mir solchen Rath ertheilt."

„Soll ich Euch geleiten auf Eurer Reise?" fragte Buch ganz sanft.

„Nein, Ihr mögt daheim bleiben. Euch taugt das Reisen nicht mehr, mit diesen Sechsen will ich es unternehmen."

„Diese Nacht aber bleibt Ihr in Buch," bat der Ritter.

„Villeicht sogar zwei," meinte Lenz, „die edle Herrin muß sich ausruhen, ich aber muß gleich fort, denn ich muß erst noch einmal heim, so lange harrt Ihr meiner, nicht wahr?"

Die Markgräfin mußte große Stücke auf den Unbekannten halten, denn sie fügte sich willig, und ohne die Abendmahlzeit abgewartet zu haben, machte er sich auf den Weg. Zuvor aber wanderte er durch den Burghof der Mauer zu, daran er Berlinde zuerst gesehen, als ein lachendes, rosiges Kind, und beklagte es tief, daß sein Weg ihn gerade zur Winterzeit nach Buch geführt hatte, wo die Geliebte nur im Sommer verweilte. Er winkte den kahlen Strauchwerken der Mauer einen Gruß zu, obwohl jetzt keine Rosen daran blühten, aber er zuckte zusammen beim Anblick der Stelle, wo er einst verwundet worden war. Schrieb sich doch von jenem Tage her sein unstätes Wanderleben.

Als er also die bekannten Stätten begrüßt, stieg er zu Pferde und ritt seinem Hause zu. Die Markgräfin mit ihren Begleitern blieb zu Buch, wo der Hausherr ihr jeden Wunsch an den Augen absah. Sie war ernst und still, aber voll Muth und Hoffnung. Die schöne, glänzende, leichtsinnige Frau liebte ihren

Gemahl heiß und innig, wie eben nur ein Weib lieben kann und diese Liebe verwandelte in der Stunde der Noth ihren Leichtsinn in Muth, ihre Gedankenlosigkeit in Entschlossenheit.

Sie lehnte lange im Fenster des Pallas, wo Buch die Abendmahlzeit hatte auftragen lassen, die Hände fest ineinander geflochten, die Lippen entschlossen aufeinander gepreßt. Sie wollte den Gemahl befreien, und die alte Tröstern der Leidenden, die Hoffnung, sagte ihr: „Getrost, es wird Dir gelingen.“ Nur, was Lenz Schadewacht so gar Nothwendiges noch in Schönholz wollte, begriff sie nicht; sie selbst fertigte eilends den Ritter Berthold nach Rathenow ab, der ihr eine ihrer Frauen und so viel an Schmuck und Gold mitbringen sollte, als nur nöthig.

Dann aber ging sie zu Frau Magaretha in die Kemenate der Frauen und entzückte dort Alles durch ihre Güte und Schönheit.

Zehntes Capitel.

Wie der Markgraf befreit wurde.

Deutsche Frauen sind engelschön und rein,
Thöricht, wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer sein,
Zucht und reine Minne.
Wer die sucht und liebt,
Kaum in unser Land, wo es noch Beide giebt,
Lebt ich lange doch darinne!
Walther v. d. Vogelweide.

Frau Heilwig von Brandenburg erfüllte buchstäblich, was sie zu Buch an der Elbe gesprochen. Von Haus zu Haus wanderte sie in Magdeburg bei den stolzen Domherren; es mochte der verwöhnten Frau, der bisher Alles zu Füßen gelegen, sauer genug ankommen, so als Bittende aufzutreten, aber die schöne Holsteinerin dachte ihrer fürstlichen Würde nicht, wo es galt, den Gemahl zu befreien, die Fürstin ging auf in dem liebenden Weibe. Oft genug wanderte sie über den neuen Markt, wo auf dem Hofe des von Querfurth der Markgraf in seinem schauder-

haften Gefängnisse schmachtete, aber noch war es ihr nicht gestattet worden, dem geliebten Manne in's Auge zu schauen. Einzelne der Domherren hatte sie indeß für sich gewonnen. Es war schwer, dieser holdseligen Erscheinung zu widerstehen; auch die reichen Geschenke, die sie den Herren machte, trugen das ihrige dazu bei, dieselben versöhnlicher zu stimmen. Schon faßte Heilwig Hoffnung für das Gelingen ihres Werkes, als ihr Conrad Raven und Hasso Wedel, die sich in ihrem Gefolge befanden, ankündigten, daß sie auch nicht im Besitz der kleinsten Summe mehr seien. Das war ein harter Schlag für die treue Frau, die bereits all' ihr Geschmeide hingegeben, aber wieder war es Lenz Schadewacht, der Hülfe schaffte, der Gold und Silber hergab, ohne zu fragen, wer es ihm wieder erstatten würde.

Das Domkapitel begann nun wirklich bei dem Erzbischof gute Worte einzulegen für Otto von Brandenburg, der es inzwischen ganz insgeheim doch erfahren hatte, daß Heilwig in Magdeburg sei und für seine Befreiung arbeite. Aber Günther von Schwalenberg wollte nichts von einer Freilassung seines durch List gefangenen Feindes wissen und jeden Morgen erhielt die Markgräfin denselben ungünstigen Bescheid.

Nicht in fürstlichem Prunk war Heilwig in Magdeburg eingezogen, still und bescheiden hatte sie ihre Wohnung im Hause einer Brandenburgerin, einer von Röbel genommen, die eines magdeburgischen Stadtjunkers Wittib war. Alle Morgen wanderte sie nach einer der zahlreichen Kirchen Magdeburgs, um Messe zu hören, dann ging sie an ihre schwere mühsame Arbeit.

Heut war sie traurig und gedrückt nach Hause gekommen; im Domcapitel war zwar kein Einziger mehr, der nicht auf ihrer Seite gestanden hätte, aber der Erzbischof blieb unbeweglich wie zuvor. Mit ihren Getreuen sprach Frau Heilwig und die Thränen rannen ihr aus den schönen Augen, da ward ihr gemeldet, daß ein Reiter sie zu sprechen begehre, der komme abgesandt von Markgraf Conrad, ihrem Schwäher.

Hastig befahl die Fürstin ihn vorzulassen und mit ernstem Angesicht wie immer trat der „Freie von Berge" ein. Seine Botschaft belebte Heilwigs gesunkenen Muth, denn er verkündete ihr, daß des Markgrafen Brüder den Krieg gegen das Erzstift mit großem Glück fortgesetzt hätten. Conrad, der um ihre

Reise nach Magdeburg wußte, hatte ihr eine Botschaft von seinen Siegen gesendet, damit sie selbige zu Gunsten ihres Gemahls bei dem Erzbischof verwenden möge.

Ein freudiges Roth flog über die in der letzten Zeit bleich gewordenen Wange der Markgräfin, rasch setzte sie die kleine Pfeife, die sie an silberner Kette um den Hals trug, an den Mund und als auf solchen Ruf ihre Dienerin erschien, befahl sie, ihr Mantel und Schleier zu bringen, weil sie die Herren des Capitels sofort von dieser neuen Wendung unterrichten wollte. Conrad Raven und Ritter Berthold begleiteten sie.

Mit einem bewundernden Blick sah ihr Segeband nach, er hatte Lenz erkannt und begrüßt und sagte jetzt: „Was es doch in unserem brandenburger Lande für edle, tapfere Frauen giebt!"

„Nicht nur in Brandenburg, im ganzen deutschen Lande," entgegnete Lenz, „unsere Markgräfin ist ja auch nicht einmal eine geborene Brandenburgerin."

„Aber sie verdient eine zu sein," erwiderte Segeband mit seinem alten unerschütterlichen Ernst. „Wie lange bist Du heim?" fragte er dann. „Lange, lange schon," sprach Lenz, „aber ich seh's Deinen

Augen an, wonach Du fragen möchtest und nicht fragen willst. Sei getrost, sie ist zu Burg Plote und harrt Deiner!"

„Harrt meiner, Amaley?" rief Segeband.

„Die Wittwe des von Dewitz harrt Deiner," nickte Lenz und ging hinaus, um dem Ueberraschten Zeit zu lassen, sich zu finden. Das aber wurde dem sehr sauer und als Lenz nach einer vollen Stunde wiederkam, saß er am Tisch, das Gesicht in den Händen verborgen und bitterlich weinend. Still entfernte sich Lenz abermals, er wußte, daß dem seltsamen Menschen jeder Zeuge einer Erschütterung, wie sie das schwerste Unglück nicht bei ihm hervorgerufen hätte und wie sie ihm das Glück brachte, lästig sein würde.

Erst nach mehreren Stunden, als Lenz sich über das lange Ausbleiben der Markgräfin zu beunruhigen anfing und sich doch nicht in seine Herberge begeben wollte ohne erfahren zu haben, was sie ausgerichtet, kam Segeband wieder zum Vorschein und die beiden alten Bekannten, die sich im Laufe der Jahre höher schätzen gelernt hatten als in ihrer Jugend, begannen mit einander zu plaudern, so behaglich wie es unter den Umständen, die sie zusammengeführt, möglich sein

konnte. Ganz gelegentlich erwähnte Segeband, daß er nach beendigtem Feldzuge nach Burg Plote ziehen wolle, aber in so gleichgültigem Tone, als handele es sich um etwas ganz Gewöhnliches; nur das Funkeln seiner Adler-Augen verrieth, wie mächtig die Leidenschaft für die Geliebte seiner Jugend noch immer sei. Dann aber ging er zu Anderem über und erzählte Lenz, wie man ihn als „Freier" nicht recht anerkennen wolle, weil er doch einmal als Ministerial geboren, wie es ihn aber nicht kümmere, und wie schwärmerisch der junge Markgraf Albrecht an ihm hänge, daß er aber zu dessen Brüdern kein rechtes Vertrauen fassen könne und stets lieber mit Markgraf Conrad ziehe.

Das Gespräch wurde durch Frau Heilwig unterbrochen, die von ihrem Liebesgange zurück kam. Wie strahlten die schönen blauen Augen, wie leuchtend roth waren ihre Wangen. Sie hoffte von Neuem. Sämmtliche Domherren hatten ihr versichert, daß Segeband's Nachricht den Erzbischof milder stimmen müsse.

Die Hoffnung des treuen Weibes war nicht vergeblich gewesen; ihre Gebete waren erhört worden, denn am folgenden Morgen schon wurde ihr der

Bescheid zu Theil, daß Erzbischof Günther bereit sei, sie nach der Serte zu empfangen. Die Zeit, die ihr bis dahin blieb, verbrachte Frau Heilwig in eifrigem Gebet und als die Glocken zu läuten begannen, um die Mittagszeit etwa, machte sie sich auf den Weg. Nicht zu Pferde, sondern demüthig zu Fuß, in dunkeln Gewändern, die ihr aber nur einen neuen Reiz gaben, wanderte sie durch die Straßen der stolzen Bischofsstadt und selbst mancher Magdeburger sprach im Stillen ein Gebetlein für die muthige, schöne Frau.

Der Erzbischof empfing seines Todfeindes Gemahlin nicht eben freundlich, und Frau Heilwig preßte ein paarmal die feinen Finger krampfhaft zusammen, um nicht ihrem Unmuth freien Lauf zu lassen; wir wissen ja, daß sie von Natur nichts weniger als geduldig und sanftmüthig war. Nach langem Hin- und Herreden gab ihr Günther den Bescheid, daß er den Markgrafen gegen ein Lösegeld von 4000 Mark Silber loslassen wolle, daß Otto ihm aber unwiderruflich verfallen, wenn die genannte Summe binnen vier Wochen nicht herbeigeschafft sei.

Die Markgräfin fühlte ihre Kniee wanken, und glaubte jeden Augenblick zusammenbrechen zu müssen, denn sie wußte nur zu gut, daß eine solche Summe

in ganz Mark Brandenburg nicht aufzutreiben sei. Sie bat noch einmal um eine Minderung des Lösegeldes, vergebens, da richtete sie sich rasch auf und mit fester Stimme sprach sie: „Führt mich zu meinem Gemahl, daß ich ihn frage, ob er damit einverstanden ist.“

Der Erzbischof schien es nicht gern zu sehen, daß Frau Heilwig selbst diesen Gang unternähme; dieser liebenden Frau gegenüber schämte er sich vielleicht der unwürdigen Behandlung, die er ihrem Gemahl hatte zu Theil werden lassen; aber die Fürstin setzte ihren Willen durch und ließ sich, alles Sträubens der Prälaten ungeachtet, in den Hof des Querfurt'schen Hauses führen. Ihre Begleitung, Magdeburger sowohl als Brandenburger, besaßen Zartgefühl genug, sie allein dem Gemahl gegenüber treten zu lassen.

Welch' ein Wiedersehen das gewesen sein mag! Es hat's Niemand gesehen, und sie haben nie zu Jemand davon gesprochen, sondern es in der Tiefe ihres Herzens verborgen. Als aber die Fürstin nach langem, langem Aufenthalt den Hof verließ, da lag ein solcher Ausdruck von Hoheit in ihrer ganzen Erscheinung, daß sich unwillkürlich alle Anwesenden tief vor ihr neigten. Es stand auch ein gewaltiger Schmerz

auf ihrem Angesicht, von dem kindlichen Ausdruck, den ihre Züge bis auf diesen Tag bewahrt hatten, war jede Spur verloren gegangen, die Hoheit des Schmerzes thronte auf dieser weißen Stirn.

Markgraf Otto war sofort auf die Bedingungen des Erzbischofs eingegangen, er wollte um jeden Preis frei sein, das Lösegeld mußte sich finden, und auch Heilwig hoffte, daß sich ein Ausweg finden müsse, nur in dem entsetzlichen Gefängnisse wollte sie den Gemahl nicht wissen.

Noch am selben Abend fielen Otto's Fesseln, und er war nun für vier Wochen ein freier Mann. Die Begleiter der Markgräfin waren in deren bisheriger Wohnung versammelt, unter ihnen Segeband, der bei der Fürstin geblieben und ihr vielfach von Nutzen gewesen war. Er wollte erst abreisen, wenn der Markgraf frei, damit er dessen Bruder diese höchst erwünschte Nachricht bringen könne. Lenz war nicht unter denen, welche die Ankunft des Markgrafen in den Gemächern der Fürstin erwarteten. Mit geschlossenem Visir lehnte er in dem Schatten eines mächtigen Pfeilers, wohl wollte er seinen Markgrafen sehen, nach so langen Jahren zum ersten Mal, aber Otto sollte ihn nicht sehen. Mit laut klopfendem Herzen

stand er da, er konnte den Augenblick nicht erwarten, da der Fürst eintreten mußte.

Jetzt vernahm er Schritte, Stimmen. Er mußte die gepanzerte Faust auf's Herz drücken, ja, das war sein Markgraf, aber wenn die großen blauen Augen nicht gewesen, deren Blick unauslöschlich in seinem Herzen war, er hätte den stolzen Askanier nicht wieder erkannt. Die hohe Gestalt war gebeugt, das Gesicht fahl, Haar und Bart verwildert, die Lippen mit bitterem, verächtlichem Ausdruck aufeinandergepreßt. Wahrlich, es war ein trüber Anblick, und Lenz begriff jetzt wohl, warum die Markgräfin ihr lieblich Kinderlächeln ganz verloren hatte. Aber schön sah sie doch aus, als sie so ihren bleichen Gemahl mit ihrem Arm stützte und hinführte zu seinen treuen Dienern. Die Thür schloß sich, Lenz vernahm lautes Schluchzen und Weinen, abgerissene Ausrufe und langsam wandte er seinen Schritt hinweg. In tiefer Dunkelheit hörten ihn seine Herbergswirthe noch in derselben Nacht davonsprengen.

Konnte Markgraf Otto auch nicht im Entferntesten an Lenz denken, so vermißte ihn doch die Markgräfin, nachdem Otto die anderen Begleiter seiner Gemahlin begrüßt und Segeband mit Botschaft an seinen Bruder

abgefertigt hatte. Ihr suchender Blick fiel Otto auf und er erkundigte sich nach dem Anlasse desselben; aber noch ehe Heilwig antworten konnte, ward ihr ein Streifen Pergament gebracht, auf dem die wenigen Worte standen: „Ihr braucht mich nicht mehr. Von des Markgrafen Angesicht bin ich verbannt, darum scheide ich, bewahrt mein Geheimniß.“

Nachdenklich warf die schöne Frau den Streifen ins Feuer; der Markgraf hatte seine Frage unterdeß vergessen; aber seine Diener begannen zu erzählen von dem Unbekannten, der zuerst die Botschaft von der Gefangennahme des Markgrafen gebracht, der mit gen Buch und Magdeburg gezogen, der sein halbes Vermögen für die Befreiung des Markgrafen daran gesetzt und dann verschwunden sei. Meister Heinemann aber erklärte, es sei der geheimnißvolle Reiter aus der unglücklichen Schlacht bei Frose und zuweilen sei ihm derselbe ganz bekannt vorgekommen, er habe sich nur nie recht auf ihn besinnen können.

Der Markgraf war geistig und körperlich zu sehr erschöpft, um über den Unbekannten nachgrübeln zu können, und die Markgräfin schnitt jede weitere Rede dadurch ab, daß sie das Zeichen der Entlassung gab.

Am andern Morgen saßen Otto und Heilwig schon in aller Frühe hoch zu Roß, gefolgt von den treuen Freunden. Die Fürstin sah heut' wieder glücklich und froh aus, Otto finster und ernst; nur wenn sein Blick auf Heilwig fiel, leuchteten seine Augen in milderem Glanze, seine Stimme nahm einen ganz anderen Klang an, wenn er mit ihr sprach, und endlich sagte er mit schwermüthigem Lächeln: „Sollte ich je wieder ein Lied singen, so soll es nur vom Preise deutscher Frauen handeln.“

„Du wirst noch viele Lieder singen, mein Otto,“ schmeichelte Frau Heilwig.

„Ich glaube nicht,“ entgegnete er düster, „wenigstens nicht eher, als bis ich Magdeburg gedemüthigt.“

„Willst Du den Krieg fortsetzen?“ fragte Frau Heilwig erschrocken.

„Ja, das will ich und will sie zwingen, einen Brandenburger als ihren Oberherrn anzuerkennen, jetzt erst recht, Weib, Du weißt nicht, wie tief ich dieses Magdeburg hasse, ich hasse es so sehr, als ich Dich liebe. Mag ich ihnen Unrecht gethan haben, dafür verlor ich die Schlacht und Gott gab ihnen den Sieg. Sie hätten mich können gefangen halten und gegen ein Lösegeld frei geben, aber was thaten diese hochmüthigen

Bürger und Pfaffen? Wie ein wildes Thier sperrten sie mich, einen Fürsten des Reiches, in einen Käfig, ließen mein Weib sich demüthigen; aber ich wills ihnen vergelten."

Die Stimme des Markgrafen klang drohend. Heilwig fühlte mit ihm. Die unedle Rache Günthers von Schwalenberg kann nie zu einem glänzenden Blatte magdeburgischer Geschichte werden, mag man sie vertheidigen, wie man will.

„Was beginnen wir nun," wandte sich Otto an Heilwig, „wer hilft mir nun zu dem Lösegeld, ohne das ich ein Todter bin, denn in Günthers Hand begebe ich mich nicht wieder."

„Wir wollen zu Buch gehen," bat die Fürstin, „sein Rath war doch gut."

Otto seufzte. „Sei es denn," sagte er nach einer Pause, „das wird auch Demüthigung kosten, aber zehnmal lieber mich vor Buch demüthigen, als vor Günther. Hätte ich nur Bismarcks Rath befolgt und mir den Alten nicht so verfeindet. O, mein treuer Pantaleon, sie haben mir Vorwürfe gemacht, daß ich nur Deinem Rath folgte, aber es entstand Jammer und Unheil, wenn ich es nicht that. Du riethest mir ab von jener unglücklichen Schlacht, die mir meine Ehre und Dir Dein Leben kostete."

Mit ihrer weichen Hand strich Heilwig über sein Angesicht, mit ihrer süßen Stimme tröstete sie ihn über den Tod seines Getreuen, bis Otto ihre Hand küßte und entzückt ausrief: „Heilwig, meine Heilwig, weißt Du was das Köstlichste ist in diesem Leben?"

„Nun, mein Gemahl?" fragte sie, ihn zärtlich ansehend.

„Deutscher Frauen Liebe und Treue," entgegnete Markgraf Otto in tiefer Bewegung.

Elftes Capitel.

Wie die Hülfe kam.

Die Mark hat helle Seen, nicht Gold, nicht Silber fein,
Der Markgraf hat gefunden wohl einen Edelstein,
Ja, wenn im Männerbusen die Treue rein und hold
Ruht wie im Schacht verborgen, das ist der Mark ihr Gold.
F. Brunold.

Markgraf Otto ritt wirklich mit seiner Gemahlin nach Buch, nachdem er sich unterwegs vergebens den Kopf zerbrochen hatte, wie er die beinahe unerschwingliche Summe von 4000 Mark Silber, nach heutigem Gelde etwa 56,000 Thaler, herbeischaffen solle. Thränenschwer war des ritterlichen Sängers Auge mehr als einmal, wie sie so durch das Land ritten, in dem Frühling und Winter miteinander um die Oberhand rangen. Die unzähligen blauen Seen schimmerten, von der Eisdecke befreit, dem Markgrafen entgegen, als wollten sie ihn in der neuen Freiheit begrüßen. Auf den Wiesen sproßte zartes Gras, die

erste Schwalbe jubelte ihr Frühlingslied in den wolkenlosen Himmel hinein; durch die Heiden, darin er so oft gejagt, zog es wie Lenzesodem und je friedlicher, je lieblicher das Land darein schaute, desto schwerer wurde das Herz des Fürsten. Auch Heilwig vermochte endlich kein Wort des Trostes mehr zu finden und in ernster, gedrückter Stimmung kamen sie auf Buch an.

Der Hausherr kam ihnen langsam und würdevoll entgegen; seine Züge waren kalt und ernst, als er ihnen beim Absteigen behülflich war, und höflich, aber steif redete er den Markgrafen mit einem Glückwunsch für seine wiedererlangte Freiheit an.

Der Fürst biß sich die Lippen blutig vor Grimm über das wenig entgegen kommende Gebahren des Alten, aber auf einen bittenden Blick Heilwigs bezwang er sich und antwortete freundlich: „Darum komme ich ja eben, Ritter, um Euch zu danken, denn Ihr waret es ja, der meiner Gemahlin den Rath gab, der zu meiner Befreiung führte."

„Ihr pflegtet mir sonst nicht eben dankbar zu sein für meine Rathschläge," erwiderte Buch bitter.

Der Markgraf streckte ihm die Hand hin. „Soll ich Euch denn etwa demüthig um Verzeihung bitten,"

sprach er, „genügt es Euch nicht, wenn ich dadurch, daß ich heute danke für Euren Rath, anerkenne, daß ich im Unrecht gegen Euch war.“

Das Gesicht des Alten hellte sich auf und freundlicher als bisher legte er seine Hand in die des Fürsten. „Laßt's gut sein, gnädiger Herr,“ sagte er dann, „seid Ihr doch frei, ich hege keinen Groll gegen Euch und gestattet mir, Euch Gastfreundschaft zu erweisen!“

Während die Markgräfin in das Frauengemach geführt wurde, begaben sich Otto und Buch in die Halle, wo alsbald ein reichliches Mahl aufgetragen wurde. Während des Essens sprachen die Männer nicht miteinander, beim Becher aber that Buch die sehr nahe liegende Frage: „Und was wird nun, mein gnädigster Herr, denn ohne jede Bedingung wird Euch Günther doch nicht freigelassen haben!“

„Das ist's eben,“ seufzte der Markgraf, „deshalb komme ich ja her, daß Ihr mir rathen und helfen sollt, habe ich doch seit Bismarcks Tode Keinen mehr, auf dessen Rath und Treue ich bauen könnte!“ Die tiefe Trauer, mit der Otto von dem Gefallenen sprach, verdroß den Alten. „Ihr solltet meines Feindes Namen nicht immer vor meinen Ohren nennen,“

murrte er in der grämlichen Weise, die Otto so oft gereizt hatte, heut entgegnete er nur: „Ich gebe Euch mein fürstlich Wort darauf, daß Pantaleon Euer Feind nicht war, wenn er auch nicht immer Eure Ansicht theilte; er war es, der mir am Morgen des 10. Januar sagte: „Wenn mir ein Unglück begegnet, gnädigster Herr, so geht zu dem Alten nach Buch, wenn Ihr Rath und Hülfe bedürft, was er auch gegen Euch haben möge, in der Stunde der Noth verläßt er Euch nicht, dazu hat er ein zu ehrlich brandenburgisch Herz."

„Das hat Bismarck gesagt?" rief Buch mit leuchtenden Augen.

„Mein fürstlich Wort darauf."

„Dann vergebe mir Gott meinen Haß gegen ihn, ich hielt ihn für kleiner." „Das thaten sie Alle," sagte Otto schwermüthig, „nur ich wußte, was ich an ihm hatte. Doch," unterbrach er sich, „ich wollte ja Euren Rath hören; dieser rachsüchtige, geldgierige Priester begehrt 4000 Mark Silber als Lösegeld, wißt Ihr, wie sie zu beschaffen sind?"

Buch's Gesicht verfärbte sich, leise und erschrocken fragte er: „Wann muß das Lösegeld in Magdeburg sein?"

„In vier Wochen,“ erwiderte der Markgraf seufzend, dem Buch's Erschrecken nicht entgangen war.

„Das ist unmöglich, gnädigster Herr,“ sprach der Ritter nach einer bangen Pause, „in Euren sämmtlichen Landen ist eine solche Summe nicht aufzufinden, und Eure Vettern sind in Böhmen.“

„Wären sie auch hier, ich stürbe lieber, als daß ich von Otto auch nur eine einzige Mark annähme,“ fuhr der Markgraf auf, „wißt Ihr wirklich keinen Rath?“

Buch ging in der Halle auf und ab. Otto stützte den Kopf auf die Hand, nach langem Schweigen sagte er hastig: „Ich habe einen Gedanken, Buch, aber seine Ausführung wird mir schwer werden.“

„Laßt mich ihn hören, gnädigster Herr!“

„Es giebt so manche Kirche in meinen Landen,“ begann Otto fast schüchtern, „die reich ist an goldnen und silbernen Gefäßen, wenn ich diese Kleinodien einschmelzen ließe? Wo es Brandenburger sind, da werden sie mir dies Opfer bringen, das ich bei meinem ewigen Heil in glücklicheren Tagen zurückerstatten will, aber wir haben viel Fremde unter den Priestern, sie werden Zeter schreien, mich verketzern, und es liegt mir nichts daran, von meinen Branden-

burgern für einen Heiden gehalten zu werden, wenn ich auch nimmer ein Pfaffenfürst sein werde, wie mein Vetter Otto, der nur thut, was ihm seine Priester befehlen. Es muß sein, ich weiß keine andere Hülfe."

Mit trübem Lächeln schüttelte Buch den Kopf. „Das nützt nichts, Herr," lautete seine Antwort, „Ihr vergeßt, daß Mark Brandenburg ein armes Land ist, und wenn auch einmal ein frommer Christ seiner Kirche ein silbernes oder goldenes Gefäß spendet, so ist es doch meist von sehr geringem Werth. Und wenn ihr alle Kirchengefäße Eures Landes nehmt, wer weiß, ob sie hinreichen würden, Euch zu lösen."

„Dann bin ich verloren," murmelte der Markgraf. Wie mit einem Entschlusse kämpfend, blieb Buch vor ihm stehen, dann sagte er tief aufathmend: „Ich weiß noch einen besseren Ausweg!"

„Nennt ihn, nennt ihn," rief Otto.

„Dann müßtet Ihr's Euch gefallen lassen, in meiner Gesellschaft nach Tangermünde zu reiten; ich bin bereit dazu, sobald Ihr den Aufbruch befehlt."

„Ich möchte gleich fort," erwiderte Otto, „wenn ich nicht dächte, ein Nachtritt sei Eurem Alter allzu beschwerlich."

Buch lachte. „So stumpf und morsch bin ich noch nicht, gnädiger Herr, daß etliche Nächte im Sattel mich umbrächten, wenn Euch weiter nichts hält."

Die Markgräfin sollte mit einem Theil des Gefolges erst am andern Morgen nachkommen. Mit den Uebrigen machten sich Otto und Buch auf die Reise, die nicht unbeschwerlich aber gefahrlos war, denn nicht allein eine weite Waldstrecke, sondern mancher Sumpf, manches tückische Moor lag zwischen Buch und Tangermünde, und wenn man sich im Walde der Bären und Wölfe, an denen durchaus kein Mangel war, glücklich erwehrt hatte, so lockten draußen im Sumpf und Moorlande die Irrlichter den Reiter nur gar zu leicht ab von dem richtigen Wege. Glücklicherweise aber waren Buch sowohl wie der Markgraf des Pfades kundig, und die neckenden, boshaften Irrwische konnten sie nicht täuschen. Dem Fürsten kam die Nacht unendlich lang vor, denn so viel er sich auch mühte, von seinem Begleiter etwas Näheres über dessen Pläne zu erfahren, er erhielt immer nur die eine Antwort: „Zu Tangermünde, Herr, will ich Euch Alles sagen." Der Alte war wieder in einer seiner wunderlichen Launen und schwieg eigensinnig. Ein einziges Mal bemerkte er: „Es ist Euer seliger Vater, der Euch rettet."

Das aber machte den Markgrafen nur noch neugieriger und ungeduldiger.

Endlich brach der Tag an und etliche Stunden später waren sie in der von allen Askaniern so sehr geliebten Stadt, in deren Mauern es noch immer zu klingen und zu singen scheint von den Tagen, da Markgraf Otto sang und stritt. Oben beim Burgmann, es war ein Rochow, der an Stelle des längst heimgegangenen Grafen Osterburg dort saß, fanden sie behagliches Quartier, obwohl man männiglich erstaunt war über den plötzlichen Besuch des Fürsten. Die Freude überwog bald das Erstaunen, und die Töchter des Rochow, die auf ihres Vaters Befehl in Trauerkleidern gegangen, seit der Markgraf ein Gefangener gewesen, mußten eilig Festgewänder anlegen. Otto zeigte sich leutselig und freundlich; wie es meist seine Art war; aber seine innere Unruhe konnte er doch nicht ganz dämpfen, und er war heilfroh, als Buch endlich den Humpen mit den Worten niedersetzte: „Wollet die Gewogenheit haben, mit mir zu gehen, gnädiger Herr.“

Sofort nahm Otto Barett und Mantel und Beide machten sich auf den Weg. Der Fürst war etwas verwundert, daß Buch ihn durch die halbe Stadt

führte und endlich in die Kirche trat. Sie war noch immer nicht ganz fertig, wurde es auch erst viel später, um dann wieder umgebaut zu werden.

„Was sollen wir hier in der Kirche?“ fragte der Markgraf erstaunt.

„Laßt mich nur machen, gnädiger Herr,“ erwiderte Buch und öffnete mit einem Schlüssel, den er aus der Tasche zog, die Sakristei. Seine Augen glitten prüfend an den Wänden hin, jetzt trat er näher, er schien etwas zu suchen, endlich nahm er einen Nagel hervor und stieß ihn mit leichter Mühe an einer Stelle in die Mauer; sofort lockerte sich ein Stein, Buch nahm ihn heraus, einen zweiten und dritten, bis zuletzt eine Oeffnung in der Mauer entstand, in der ein eiserner Kasten von ziemlichem Umfang sich zeigte.

Mit zagendem Herzen trat der Markgraf näher. Buch öffnete den Kasten und eine Menge zum Theil ganz erblindeter Goldstücke zeigte sich den Augen des Fürsten.

„Bei allen Heiligen,“ rief Otto, „wie kommt Ihr zu diesem Schatz.“

„Es war das Vermächtniß Eures Vaters, meines lieben Markgrafen Johann, dem Gott eine fröhliche

Urständ verleihen wolle," entgegnete Buch bewegt, „ich gab ihm ein heilig Versprechen, Euch nur in der dringendsten Noth diesen Schatz auszuliefern, und ich denke, ich habe mein Wort gelöst. Mag auch Bismarck heimgegangen sein, Herr Markgraf, es giebt doch noch treue Männer in Brandenburg."

Otto antwortete nicht, er war niedergekniet und betete.

Als er sich erhob, faßte er die Hand des Getreuen, sah ihm fest in's Auge und sagte dann langsam: „Du hast Brandenburg ein armes Land genannt; ich sage Dir, es ist das reichste auf Erden. Mag es an Gold und Silber arm sein, es ist reich an Liebe und Treue, das aber ist mehr als alles Gold und Silber anderer Länder. Du hast Recht, mein Bismarck ist todt; aber die Treue lebt noch, und wahrlich, wäre Pantaleon noch am Leben, Niemand würde sich mehr darüber freuen als er. Laß mir Deine Hand, Alter, und vergieb mir, wenn ich Dir je zu nahe trat."

Mit strahlenden Augen blickte Buch seinen Fürsten an, den er nie aufgehört hatte zu lieben, so hart er auch bisweilen von ihm gesprochen.

Frau Heilwig aber, als sie zu der zurückkehrten, die wäre dem Alten von Buch um den Hals gefallen,

wenn er's verlangt hätte; zu ihrem Gemahl aber sagte sie: „Du hast Recht, es giebt Liebe und Treue ohne Gleichen in Mark Brandenburg."

„Wäre mein unglücklicher Jähzorn und der Schadewacht nicht gewesen," sagte Otto, „wir hätten uns wohl nie so erzürnt, Buch und ich."

Erstaunt blickte Frau Heilwig auf. „Ihr habt diesen Namen seit zehn und mehr Jahren nicht genannt," bemerkte sie.

„Weil mich die Treulosigkeit dieses Menschen, den ich liebte wie mein eigenes Kind, bis in's innerste Herz verwundete, so daß ich nie mehr von ihm reden mochte. Sie sagen, er sitze jetzt drüben in Schönholz, er hat's nicht einmal versucht, mich wieder zu sehen, sei es drum."

„Euch wiederzusehen hat er nicht versucht," rief Frau Heilwig, „aber geholfen und gearbeitet hat er für Euch!"

„Wie meinst Du das," fuhr Otto auf, „sahst Du ihn?"

„Du sahst ihn so gut als ich," erwiderte sie, „denkst Du noch des geheimnißvollen Reiters?"

„Was ist's mit ihm?" fragte der Fürst.

Hastig erzählte nun die Fürstin von Schadewachts Thätigkeit nach der Schlacht, bis ihr plötzlich einfiel, daß sie Lenz versprochen habe, nicht davon zu reden. Otto wußte aber auch genug. Sein Gesicht war tief ernst. „Es ist zuviel," murmelte er, „ich habe solche Lieb' und Treue nicht verdient."

Die Markgräfin verhielt sich furchtsam ganz still, sie glaubte von ihrem Gemahl gescholten zu werden, daß sie ein Geheimniß verrathen, aber er trat zu ihr, küßte sie auf die Stirn und sagte: „Diesmal war mir Deine geschwätzige Weiberzunge von Nutzen, meine Heilwig, ich danke Dir!"

Dann wandte er sich an Buch mit den Worten: „Kehrt noch nicht nach Buch zurück, ich möchte Euch mein Weib anvertrauen, während ich nach Magdeburg gehe, hernach muß ich mit Euch reden wegen des Schadewacht."

„Der schlägt uns doch Alle mit seiner Treue," entgegnete Buch, „und darum vergebe ich's ihm auch, daß er einst meines Hauses Frieden brach und mich um Eure Gnade brachte."

„Und ich vergebe es ihm, daß er meinem Verbot zuwider meine Lande betrat," sprach der Markgraf, „besonders da er, wie Heilwig sagt, sich so schwere Vorwürfe deshalb macht." —

Am andern Morgen ritt Markgraf Otto mit einem glänzenden Gefolge nach Magdeburg und ließ sich, als er daselbst angekommen war, zum Erzbischof führen. Günther war höchlich erstaunt, er kannte die brandenburgischen Verhältnisse gut genug um nicht zu wissen, wie schwer es für Otto sein mußte, das Lösegeld herbei zu schaffen; in solcher Schnelligkeit hatte er vollends nicht erwartet, ja eigentlich hatte er geglaubt, Otto werde es garnicht aufbringen können und deshalb auch den Käfig noch nicht vom Hofe des Querfurt'schen Hauses entfernen lassen. Da er den Markgrafen aber nun einmal nicht als Gefangenen bei sich behalten konnte, trösteten ihn wenigstens die schönen, alten, goldenen und silbernen Stücke, die Otto vor seinen Augen aufzählen ließ, ja er vergaß darüber sogar, auf etliche Augenblicke den schweren Kummer, den es ihm gemacht, als er erfahren, daß seine sämmtlichen Domherren sich von der schönen Markgräfin hatten bestechen lassen.

Als auch das letzte Goldstück bezahlt war, richtete sich Otto mit blitzenden Augen auf und fragte in schneidendem Tone: „Bin ich nun völlig los und frei, hochwürdigster Herr?"

„Völlig los und frei!“ erwiderte der Erzbischof.

„Nun, dann will ich Euch sagen,“ rief Otto, „daß Ihr einen Markgrafen von Brandenburg sehr schlecht zu schätzen wißt. Auf ein ritterlich Roß hättet Ihr mich setzen müssen mit aufgerichteter Lanze und mit Gold reich bis zur Spitze beschütten lassen!“

Damit verließ er das Gemach und ließ die Priester bleich vor Wuth zurück, denn sie verstanden den unbändigen Stolz noch besser, der in diesen Worten lag, als es heut zu Tage der Fall sein möchte. Es war nämlich alte Sitte, einen Todten mit aufgerichtetem Speer auf ein Roß zu setzen und ihn von seinem Mörder mit Weizen umschütten zu lassen, bis die Spitze bedeckt war. In alten Sagen, wie von Alarich und Chlodwig, wurde Gold aus dem Weizen gemacht. Otto stellte sich also diesen Helden an Werth gleich, nannte sich Todten und Todtschläger zugleich, weil er ja auch seinen Werth mit dem Lösegeld bezahlt hatte, wie ihn sonst der Mörder in der Umschüttung bezahlte. Solchen Stolz nahmen ihm die Priester freilich sehr übel, aber die Sänger priesen ihn hoch in ihren Liedern, denn Demuth war ebensowenig wie Genügsamkeit in jenen Tagen eine fürstliche Tugend. Das hätte einen „kleinen Muth“ verrathen, wie man damals sagte.

Mit leichtem Herzen, aber ernster und fester als er vor seiner Gefangenschaft gewesen, kehrte Otto nach Tangermünde zurück, wo er mit seiner Heilwig und Buch zunächst in die Kirche ging, um dort Gott noch einmal für die wunderbare Hülfe zu danken. Tangermünde war ihm seit jenem Tage lieber als je, war ihm doch dort Errettung aus großer Noth zu Theil geworden; obwohl man in neuerer Zeit der lieben alten Stadt die Geschichte von Buch's eisernem Kasten nehmen will. Allerdings steht in einigen Chroniken, daß Otto den Schatz in Angermünde gefunden, aber Tangermünde wurde damals noch sehr häufig so genannt und dann hatte Buch in der Nähe des heutigen Angermünde gar keine Besitzungen, erst viel später hat sich die Familie dort angesiedelt; es ist also nicht anzunehmen, daß er den Schatz in einer ihm völlig fremden Gegend aufbewahrt habe.

Der Abschied, den Otto von Buch nahm, war ein so herzlicher, wie es beide Männer wohl nie geträumt hätten, vorher aber hatten sie noch ein gar langes Gespräch miteinander, in dem der Name Schadewacht mehr als einmal vorkam. Frau Heilwig hätte gern etwas Näheres darüber erfahren, aber Otto schwieg und fragen wollte sie nicht.

Der Markgraf blieb mehrere Wochen zu Tangermünde und Viele seiner Getreuen suchten ihn dort auf, um ihm ihre Freude über seine Befreiung auszudrücken, auch Buch kam bald zurück, um seine Stelle im Rathe des Fürsten einzunehmen. Er und Frau Heilwig wurden schier erdrückt von allen Beweisen der Liebe und Freude, denn der Markgraf machte gar kein Geheimniß daraus, daß er ihnen hauptsächlich seine Freiheit danke. Oft aber wiederholte der dankbare Fürst: „Ich weiß jetzt, wie reich meine arme Mark ist und der Reichthum wird sie groß machen, der Reichthum an Liebe und Treue, das sind die Edelsteine meiner Mark, die mögen glänzen in alle Zeiten!“

Zwölftes Capitel.

Wie Lenz alte und neue Freunde fand.

> Beneidet sei mein Land, doch auch gefürchtet,
> Zu Deutschlands Schutz sei es der Schreck der Feinde,
> Weit glänzend in das Wirrsal dieser Zeit
> Ertöne hoch der Name Brandenburg.
>
> Gustav zu Putlitz.

Fünf Reiter waren es, die, von ganz verschiedenen Seiten kommend, ihren Einzug in Berlin hielten; zwei ritten von einem Knappen gefolgt, dicht neben einander, dem dritten folgte ebenfalls ein Knecht. Gerade beim Jürgenspittel trafen sie zusammen und hier hielt der Eine der Reiter plötzlich an, denn vor der Thür des Krankenhauses, das durch seinen Namen schon sich als für die Aussätzigen bestimmt erwies — alle Städte hatten vor ihren Thoren ein Krankenhaus, das für diese Unglücklichen eingerichtet und stets dem heiligen Georg geweiht war — vor der Thür des Jürgenspittels, das freilich

in seiner ganzen Baulichkeit und Einrichtung verändert, noch heute besteht, stand eine Nonne, deren Gesicht mit den großen grauen Augen dem Reiter bekannt sein mußte.

„Seid Ihr es wirklich, Ingewalt?“ fragte der Reiter sich zu ihr niederbeugend.

Ihre stillen grauen Augen hob die Nonne auf zu ihm, und mit leiser Stimme entgegnete sie: „Schwester Perpetua erkennt Euch wohl, Lenz Schadewacht!“

„Darf ich Euch einige Fragen vorlegen, fromme Schwester?“

„Sprecht, es ist uns gestattet zu reden, müssen wir doch mit vielen Kranken verhandeln!“

„Euer Vater ist todt?“

„Schon lange, sonst wäre ich nicht hier.“

„Habt Ihr das Glück im Ordenskleide gefunden, das Ihr Euch sonst so oft ausmaltet?“

Ein helles Licht ging über ihre Züge. „Des Herrn Friede ist in mir und über mir,“ antwortete sie mild.

„Warum aber seid Ihr eine barmherzige Schwester geworden, Eure reiche Mitgift hätte Euch auch einen vornehmeren Orden erschlossen.“

Schwester Perpetua lächelte, wenn man es ein Lächeln nennen kann, was in ihrem Gesicht auftauchte. „Seht," erklärte sie dann, „die barmherzigen Schwestern widmen sich den ärmsten Brüdern. Hier im Jürgenspittel, da sind meist fahrende Leute, mit denen vermag ich zu fühlen, unter denen mag ich am Liebsten sein; es thut meiner Seele wohl, solchen Gutes thun zu können, die einst meines Gleichen waren."

Lenz begriff das Mädchen sehr gut, es war auch ein Ausfluß des starken Ständebewußtseins, das im Mittelalter herrschend war. Viel sprachen die Beiden vor dem Jürgenspittel nicht mehr, aber segnend legte Ingewalt ihre Hand auf die des ehemaligen Gefährten, nachdem sie ihm noch erzählt, wie sie vor wenigen Wochen den Dietbrand zu Tode gepflegt, der all' seine Schätze vergeudet und als Aussätziger gestorben sei.

„Mit uns hat's Gott besser gemacht, danken wir ihm dafür," sagte Schwester Perpetua beim Scheiden, und feuchten Auges ritt Lenz davon.

Sein Weg führte ihn durch die Spandauerstraße, die wie immer sehr lebendig war, denn der Verkehr mit Spandau, wo die Markgrafen oft Hof hielten, war sehr bedeutend. Hier traf auch Lenz wieder mit den drei Reitern zusammen, die dem Spandauer Thore

zuritten. Gerade als Lenz dicht bei ihnen war, stürzte das Pferd des Einen durch einen Fehltritt zu Boden. Der Reiter, eine hohe, mächtige Gestalt, war zwar bald mit Hülfe seiner Begleiter wieder auf den Beinen, schien aber nicht unerheblich verletzt, denn er stöhnte leise. Lenz hatte sich sofort vom Pferde geschwungen und bot dem Fremden, den die umherstehende, neugierige Menge zu belästigen schien, seinen Beistand an. Die großen Augen des Verletzten, der übrigens sein Visir geschlossen hielt, mochten in Lenz den Ritterbürtigen erkannt haben und er antwortete mit einer Stimme, der man es anhörte, daß sie daran gewöhnt war, zu befehlen: „Wenn Ihr das Haus eines braven Mannes in der Nähe wißt, der mir erlaubte, mich ein Stündlein auszuruhen und nach einem anderen Rosse umzuthun, will ich Euch dankbar sein."

Lenz, der gar zu gern möglichst schnell bei der Geliebten gewesen wäre, reichte statt aller Antwort dem Fremden seinen Arm als Stütze, die beiden Anderen ritten auf jenes Geheiß weiter gen Spandau, das todte Roß mußte Lenz einem der Umstehenden gegen eine sehr ansehnliche Belohnung anvertrauen, der es auf einer Karre den beiden Reitern nachführen sollte. Offenbar ging der Verlust des Pferdes dem

Fremden sehr nah, denn er streichelte den Hals desselben mit unverkennbarer Zärtlichkeit. Lenz übergab sein Roß seinem Knecht, der es in die Herberge bringen sollte, dann machte er sich mit dem Fremden auf den Weg nach der Stralauerstraße. Als sie über den Mühlendamm kamen, den man bereits angefangen hatte zu bebauen, sagte der Fremde mürrisch: „So ganz nah scheint mir das Haus eben nicht."

„O doch," entgegnete Lenz, „seht Ihr, es ist das erste in der Stralauerstraße." Bis hierher war der Menschenhaufe, der sich nach echter Berliner Art neugierig um die Beiden gesammelt hatte, mitgelaufen, jetzt zertheilte er sich allmählich und nun begann Lenz, erst leiser, allmählich aber immer lauter zu singen:

Wo Ihr Ritter und Frauen seid,
Allda mag der Ehren viel geschehen;
Jedoch ist das mein' liebste Weid',
Wenn ich mein Lieb kann sehen."

„Das ist ein Lied vom Markgraf Otto," unterbrach ihn der Fremde rauh.

„Ja wohl, Gott segne den edlen Herrn, daß er uns noch viele Lieder geben kann," entgegnete Lenz und sang weiter:

Sie leuchtet wie die Sonne
Und ist wandelsfrei —

„Ihr haltet wohl große Stücke auf den Markgrafen,“ fiel der Andere wieder ein.

„Er hat seines Gleichen nicht in Brandenburg,“ rief Lenz und fuhr in seinem Liede fort:

Wie selig ist ihr reiner Leib,

Jetzt stieß der Fremde einen Fluch aus. „Könnt Ihr nicht schweigen mit Eurem Gesange? Der Rath der Stadt wird ja aufmerksam.“

„Gilt mir gleich,“ lachte Lenz und begann abermals zu singen.

„Hölle und Teufel,“ fluchte der Andere, „wie lange soll ich noch laufen, hol' Euch die Pest, wenn das Eure Hülfe ist.“

Für einen Augenblick nur unterbrach Lenz seinen Gesang, um an das Haus seines Freundes zu klopfen. Kaum aber hatte ein Diener geöffnet und Lenz erkannt, kaum waren sie in den dunklen Hausflur getreten und der Diener verschwunden, um seinem Herrn die Gäste anzusagen, so begann Lenz trotz der Flüche des Fremden zu singen als wolle er Todte erwecken:

Wo Ihr Ritter und Frauen seid,
Allda mag der Ehren viel geschehen;
Jedoch ist das mein' liebste Weid',
Wenn ich mein Lieb kann sehen.

Und da kam's die Stiege herabgehuscht; eine helle Stimme rief jubelnd: „Lenz, Lenz, mein Liebster!“ und weiche Arme umschlangen den Hals des Ankommenden so fest, daß er sich aus ihnen nicht hätte losmachen können, auch wenn er gewollt hätte.

„Tod und Teufel,“ brach der Fremde los, „wenn Ihr solchen Empfanges sicher waret, dann begreif' ich's, daß Ihr mich hierher schlepptet.“

Wie mit Blut übergossen ließ Berlinde den Geliebten frei und flog mit einem Schrei die Treppen wieder hinauf, denn jetzt erst hatte sie den Fremden erblickt, der nun in ein helles Gelächter ausbrach. Lenz sah etwas unmuthig drein, er hatte Berlinde nur bemerklich machen wollen, daß er da sei, auch daß sie die Treppe hinunterkommen sollte, hatte er beabsichtigt, denn er hatte die Sehnsucht nach ihrem Anblick gar nicht mehr bezwingen können; aber er hatte nicht darauf gerechnet, daß es im Hausflur des trefflichen Wins dunkel und Berlindes schöne Augen etwas blöde waren und sagte sich nun, daß die Geliebte ihm zürnen werde, weil er sie einem Fremden gegenüber in so grausame Verlegenheit gebracht hatte.

Aus seinem Unmuth ward er durch Fritz Wins aufgestört, der aus seinem Gemach trat und nachdem

er Lenz begrüßt hatte, auch den Fremden einlud, ihm zu folgen. Die Treppe zur Thorstube konnte er seines verletzten Fußes wegen nicht hinaufsteigen; man brachte ihn also in ein Zimmer zu ebener Erde, wo er auch das Visir seines Helmes zurückschlug. Ueberrascht blickten Wins und Schadewacht in das kühne, finstere Angesicht des Markgraf Otto des Langen.

„Gnädigster Herr,“ sagten Beide, aber Lenz erröthete leicht dabei.

„Nun, mein braver Wins,“ sprach der Markgraf, „es ist mir lieb, daß ich grade in Euer Haus kam; ich weiß, daß ihr mir gut Freund seid; mein Führer ist's schwerlich, und hätte er mich eher erkannt, würde er sich gehütet haben, mir zu helfen.“

„Wie meint Ihr das, Herr,“ fragte Lenz, während der Markgraf sich auf einer mit weichen Kissen belegten Bank ausstreckte.

„Ihr sagtet, mein Vetter Otto habe seines Gleichen nicht in Mark Brandenburg; Ihr seid also Ottos Freund, wer aber sein Freund ist, der ist mein Feind.“

„Warum das, gnädigster Herr,“ fiel Lenz ein, „jeder Brandenburger ist stolz auf Euren Kriegsruhm.“

Ein bitteres Lachen war des Markgrafen Antwort, dann fügte er hinzu: „So stolz sind sie auf meinen

Kriegsruhm, daß wo ich mich auch sehen ließ, in den drei Wochen, die ich aus Böhmen zurück bin, mir auch in meinen Landen nur der helle Jubel entgegenschallt, daß mein Vetter wieder frei aus einer Gefangenschaft, die er selbst verschuldet."

„Markgraf Otto ist ein edler Herr," bemerkte Lenz, „der immerdar Brandenburgs Wohl im Auge hat, für seine Vergrößerung sorgt und —"

Die geballte Faust Ottos des Langen fiel auf den Tisch, daß Lenz zusammenfuhr, mit zorniger Stimme rief der Fürst: „Will ich etwa Brandenburgs Wohlfahrt nicht? Ja ich will sie mehr und besser als Otto. Was ist sein Ziel? Ein ruhiges, glückliches Land, daß mit seinen Nachbarländern in gutem Frieden dahin lebt, darum will er die Magdeburger bändigen, daß sie nicht eines Tages Brandenburgs Frieden stören. Sein Ziel ist ein glückliches, hochgeehrtes Land, das seine Stimme mit geben soll, wenn die Andern reden, ein Land, das auch dem Mächtigsten nicht nachstehen will. Was aber ist mein Ziel? Ich will, daß Brandenburg allein reden soll, daß all' die Andern verstummen sollen, wenn Brandenburg seine Stimme erhebt, es soll der Schrecken seiner Feinde, der Herr Deutschlands sein."

Die Augen des gewaltigen Schlachtenführers flammten, unwillkürlich neigte sich Lenz vor ihm, während Wins wie verloren in's Weite blickte, als sehe er schon das von Brandenburg beherrschte Deutschland. Die Diener kamen mit Wein und Speisen, der Arzt, nach dem man gesendet, war noch nicht zur Stelle. Der Markgraf aber nahm, nachdem er getrunken, den Faden des Gesprächs wieder auf, indem er sagte: „Es gab einen Mann in Brandenburg, der auch dies Ziel vor Augen hatte, aber er wollte nicht mit mir gehen, weil ich mich nicht unverzüglich all' seinen Plänen gebeugt hätte. Darum ging er zu Otto; der gehorchte ihm aber auch nicht, und so starb er zu früh für Brandenburg."

„Ihr meint Bismarck, gnädigster Herr," fragte Lenz.

Der Markgraf nickte finster.

„Man hielt Euch für seinen Feind," bemerkte Wins.

„Hätte ich ihn nur gehabt," rief Otto, „dann hätte ich sein Freund werden können."

„Bismarck hing mit großer Liebe an seinem Lehnsherren," sprach Lenz.

„Das thut Ihr ja Alle, denn Ihr seid wohl auch meines Vetters Lehnsmann?“ „Ich bin keines Menschen Lehnsmann,“ rief Lenz, „ich bin ein Freier, aber mein Besitz liegt in Euren Landen.“

„Und liebt doch meinen Vetter mehr als Ihr mich zu lieben scheint, war er besonders gnädig gegen Euch?“

Lenz seufzte. „Das ist eine lange Geschichte, Herr Markgraf, Eurer Vetter verbannte mich aus seinen Landen.“

„Wer seid Ihr?“ fragte Otto jetzt erstaunt.

„Ein Schadewacht,“ lautete die Antwort.

„Ja, ja,“ sprach der Markgraf, „ich habe von Euch gehört, Ihr waret in fremde Lande gezogen?“

„Gen Pommern, aber das Heimweh trieb mich zurück nach Brandenburg.“ „Glaub's wohl, ich muß auch immer wieder zurück, lange kann ich's draußen nie aushalten.“

Der endlich aufgefundene Arzt, der Einzige, dessen Berlin sich rühmen konnte — er hatte auf der hohen Schule zu Paris die Würde eines Doctors erworben — unterbrach das Gespräch. Doctor Henneke erklärte die Verletzung des Fürsten für ganz ungefährlich, legte eine kühlende Salbe auf und ver-

hieß, daß Otto am andern Morgen ruhig nach Spandau werde reiten können.

„Das will ich auch hoffen," bemerkte der Markgraf, als der Arzt sich entfernt hatte, „mein Bruder wird so in großer Sorge sein, wo ich bleibe. Er war es, der mit mir ritt, und ich sandte ihn vorauf, weil er dort noch heute Abend einen Brief schreiben soll, der keinen Aufschub leidet. Es war nur thöricht von mir, daß ich Euch nicht fragte, wohin Ihr mich bringen wolltet, so weiß Albrecht garnicht, wo ich geblieben bin. Hätte nie gedacht, daß man um eines Sturzes willen so den Kopf verlieren könnte."

„Ich wundere mich nur," fiel Wins ein, „daß Ihr Euch nicht in Euren Lehnshof am grauen Kloster führen ließet."

„Da erwarteten sie mich heute nicht und das hätte einen Lärm gegeben, wenn ich so allein gekommen wäre, sie hätten mir's vielleicht garnicht geglaubt, daß ich es sei, und ich hätte mit meinem schmerzenden Fuß ewig warten müssen, ehe sie mich nur hereingelassen hätten. Auch glaubte ich, der Schadewacht würde mich nicht so weit schleppen, ich konnte doch nicht wissen, daß —" Zur großen Freude unseres Helden ward hier der Fürst durch ein neues Gericht unterbrochen, welches Wins auftragen ließ.

Markgraf Otto war zwar ein sehr ungeduldiger, feuriger Herr, da er aber keine Möglichkeit sah, an demselben Tage noch nach Spandau zu kommen, so ergab er sich in sein Schicksal und bezeigte sich so freundlich, als es seine etwas herbe Weise zuließ; ja, er forderte endlich sogar seinen Wirth auf, ihm sein Weib und seine Töchter zu zeigen und mit dunkelrothen Wangen, in schrecklichster Verlegenheit erschienen sie, furchtsam, kaum über die Schwelle tretend. Namentlich Berlinde wagte garnicht aufzublicken, und doch fand Lenz Gelegenheit, ihre Hand zu ergreifen und ihr zuzuflüstern: „Vergib mir." Sie sah ihn zwar nicht an, aber sie entzog ihm ihre Hand nicht und an dem leisen Druck dieser feinen Finger fühlte er, daß sie ihm vergeben.

Der Markgraf sagte den Frauen einige verbindliche Redensarten, Berlinde musterte er zu ihrem Erschrecken besonders scharf, und sprach dann mit leisem Lachen zu Lenz: „Schlechten Geschmack hast Du eben nicht." Lenz lächelte, während die Frauen mit tiefem Verneigen sich wieder zurückzogen. Der Markgraf forderte nun die beiden Männer auf, ihm Gesellschaft zu leisten, was Beide dankend annahmen. Ob Lenz wirklich so sehr erfreut darüber war, lassen

wir dahin gestellt sein, wenigstens war er die erste halbe Stunde nach der Entfernung der Frauen sichtlich zerstreut, dann aber lockte ihn der Gegenstand der Unterhaltung doch so gewaltig, daß er Berlinde's zwar nicht vergaß, aber doch mehr Antheil an dem Gespräche nahm. Handelte es sich doch um Brandenburg und es schien fast, als habe der finstere Markgraf kein anderes Interesse außer dem für den Ruhm und die Größe seines Vaterlandes. Unten in Böhmen hatte er redlich dafür gekämpft, war er es doch hauptsächlich, der zwei Jahre zuvor den Frieden zwischen dem Kaiser und Ottokar von Böhmen vermittelt hatte, der freilich auch schon wieder sein Ende gefunden und hauptsächlich, um neue Hülfsvölker für Böhmen zu gewinnen, war Otto in die Heimath gekommen. Lenz konnte seine Bewunderung einem Fürsten nicht versagen, der so in Liebe und Treue für sein Land aufging. Es war nicht allein Haß gegen den Kaiser oder blos Freundschaft für Böhmen, auch nicht das Verwandtschaftsband, das ihn mit Ottokar verknüpfte, was ihn auf dessen Seite führte; wenn auch der ritterliche Böhmenkönig trotz all' seiner Fehler den hochherzigen Askanier mehr locken mochte, als Rudolf von Habsburg mit seinen bürgerlichen

Tugenden, so war es doch hauptsächlich der Gedanke, daß Brandenburg mehr Ruhm von einer Freundschaft mit Böhmen habe, als von einem Bündniß mit Habsburg. Den unglücklichen Ausgang Ottokars konnte der Brandenburger nicht ahnen, es sprach Alles viel mehr für einen endlichen Sieg des Böhmenkönigs, als für den Rudolf's und so war Otto der Lange Ottokar's Bundesgenosse geworden und hielt ihm nun die Treue ohne Wanken. Mochte der Markgraf bei Lenz auch vielfach anderen Ansichten begegnen, er fand doch bei ihm eine so glühende Liebe für Brandenburg, daß schon darum die Männer einen Zug zu einander spürten. Auch waren sie einig darin, daß die Theilung der Mark kein Glück für dieselbe gewesen und als Lenz bemerkte: „Wäre die Mark nicht getheilt worden, so wäret Ihr aber kein regierender Herr," erwiderte er ernst: „Dann wäre ich meines Vetters erster Feldherr geworden, und wir brauchten nicht darum zu streiten, wer Brandenburgs Größe und Ruhm herauf führen soll, die von der älteren oder die von der jüngeren Linie!"

„Nun weiß ich," rief Lenz lebhaft, „warum die Theilung doch gut ist, aus Euren Worten entnehme ich's. Seht, weil jede Linie den Ruhm haben will,

Brandenburg groß zu machen, werden sie Beide ihr Bestes daran setzen, schon um der Andern den Preis nicht zu lassen. Man kämpft immer tapferer, wenn man nicht nur Feinde schlagen, sondern auch Freunde überflügeln will. Und Brandenburg hat den Vortheil davon!"

„Dann mag's gut sein," entgegnete Otto der Lange, Lenz aber fuhr fort: „So sorgt Euer Vetter dafür, daß Brandenburg geachtet und Ihr, daß es gefürchtet wird!"

Der Markgraf nickte ihm zu, Wins aber fragte: „Und wer sorgt dafür, daß Brandenburg geliebt wird?"

Otto der Lange seufzte. „Lieben werden sie unser Brandenburg nur, so lange es sie schützt gegen die Feinde da draußen, denn dazu, zu Deutschlands Schutz ist die Mark vor Allem berufen, das ist aber auch nicht nöthig, laßt sie es nur fürchten und beneiden. Lieben aber mögen es seine Fürsten und seine Kinder, dann wird es einst größer werden als alle anderen Länder."

„Fürsten, die es lieben," wiederholte Wins, „dann lasse Gott das edle Haus der Askanier nimmer aussterben."

„Wie Er will," sagte der finstere Markgraf demüthig, den wie alle seine Brüder eine tiefe Frömmigkeit auszeichnete, „wen Er für würdig hält, Brandenburg groß zu machen, den wird Er senden."

Noch manches gute Wort sprachen die Drei miteinander und Wins wußte als schlauer Berliner die Anwesenheit des Markgrafen gleich zu benutzen, um ihm ein Privilegium für seine Stadt abzuschwatzen, das er am andern Tage in Spandau mit seinem Bruder unterzeichnen wollte. Lenz aber reichte Otto die Hand und sprach mild: „Wenn Du heute in diesem Hause alte Freunde wiedergefunden, so hast Du daselbst auch einen neuen erworben, und wenn ich siegreich aus Böhmen heimkehre, will ich Deines Rathes nicht entbehren, denn Du hast ein Herz für Brandenburg."

Wäre Berlinde nicht gewesen, hätte Lenz nicht zu große Sehnsucht nach dem eigenen Heerde gehabt, er wäre am liebsten mit dem Markgrafen nach Böhmen gezogen, aber die Liebe hielt ihn in der Heimath zurück.

Dreizehntes Capitel.

Wie unerwartete Gäste eintrafen.

Ich liebe Dich wie die Welt das Licht,
Und mehr noch, noch vielmehr,
Sag' an, Geliebter und zürne nicht,
Was macht das Herz Dir schwer?
Strachwitz.

Droben in der Thorstube war's ganz still, Maiensonnenschein fiel herein und die Strahlen malten am Boden, an den Wänden glänzende, zitternde Kränze, die Luft war voll Hollunderduft und Vogelsang, selbst in den engen Straßen von Berlin. In den Herzen aber blühte die Liebe heller und heißer, und je heißer sie wurde, desto mehr verstummte sie. In der Thorstube saß Lenz Schadewacht und hielt sein Lieb' umschlungen, er sprach nicht, weil er immer wieder ihre frische Lippen, ihre hellen Augen küssen, und sie sprach nicht, weil sie unverwandt auf das Ringlein blicken mußte, das sie a

der schmalen Hand trug. Im Fenster lehnte Frau Cläre und sah ganz glücklich nieder zu den Beiden, die sich übrigens nicht im Mindesten um sie kümmerten, so daß sie endlich das Gemach ganz verließ, um im Zimmer daneben die Spindeln ihrer Töchter zu untersuchen, denn die Thorstube schienen Lenz und Berlinde als ihr Eigenthum zu betrachten, und die Anderen fügten sich ganz gutwillig darein.

Vor wenigen Tagen hatte Lenz um Berlinde's Hand geworben und Fritz Wins hatte sie ihm zugesagt; freilich mußte die feierliche Verlobung noch hinausgeschoben werden, bis der Ritter Buch auch seine Einwilligung gegeben, und da Lenz die Johanneischen Lande nicht betreten durfte, so hatte sich Wins, der den Schadewacht ebenso liebte wie seine Bruderstochter, selbst auf den Weg gemacht. Vor Buch's Entscheidung war Lenz etwas bange, würde er seiner Schwester Kind dem Manne geben, der als Jüngling seines Hauses Frieden gebrochen und ihm die Ungnade des Markgrafen zugezogen hatte? Aber Berlinde versicherte ihm, daß er den Ohm garnicht recht kenne, und daß derselbe ihren Wünschen nicht entgegen sein werde, besonders da er auf das Wort des Patriziers viel gebe. Bis zur Verlobungs-

feier wollte Lenz in Berlin bleiben, danach eiligst nach Hause reiten und Schönholz für den Einzug der jungen Frau vorbereiten, dann aber zur Hochzeit nach Berlin zurückkehren. Er malte es ihr eben mit lichten Farben aus, wie sie zur Winterszeit schon in der Halle von Schönholz sitzen würden, Berlinde sah sich schon als Hausfrau schalten und walten; er mußte ihr von den Frauen erzählen, die vor ihr das Regiment dort geführt hatten, von seiner Mutter und Großmutter. Wohl sprach Lenz von der Schönheit seiner unglücklichen Mutter, die ihr Leben an der Seite eines ungeliebten Mannes vertrauert, er sprach auch von seiner Großmutter, die das Leben so hart und rauh angefaßt hatte, bis sie selbst hart und rauh geworden war, aber es flog eine düstere Wolke dabei über seine Stirn. Reimar's Geschichte fiel ihm ein, die wie ein wunder Fleck auf seinem Herzen brannte, es kam ihm vor wie ein Unrecht, daß er Berlinde seines Großvaters Betrug verschwieg, und doch konnte er es nicht über sich gewinnen, dies unbefangene, reine Mädchen so tief hinein schauen zu lassen in die Abgründe menschlicher Schwächen und Laster. Es wurde ihm trübe zu Sinne, wie sie so lustig plauderte von ihren Ahnen, wackeren Berliner Patriziern, deren

Seele ohne Falsch gewesen war, und seine veränderte Stimmung entging Berlinde nicht.

„Was hast Du," fragte sie seine Hand ergreifend und den Kopf an seine Schulter lehnend, „was fehlt Dir?"

„Nichts, mein Herz, so lange ich Dich habe," entgegnete er zärtlich, aber damit war sie nicht zufrieden gestellt.

„Es ist etwas nicht, wie es sein sollte," sagte sie, ihn mit ihren blauen Augen ganz fest in's Gesicht blickend, sie mußte ja Alles ganz in der Nähe betrachten, weil diese hellen Sterne in der Ferne nichts erkennen konnten. Sie that es aber mit einer eigenen Grazie, so daß es ihr einen Ausdruck von Hülfsbedürftigkeit gab, der das majestätische ihres hohen Wuchses weiblicher und milder erscheinen ließ. Lenz küßte die kurzsichtigen und doch so schönen Augen, dann sagte er leise: „Ich dachte eben daran, was mir wohl Deine Liebe nehmen könnte."

„Nichts," sagte sie, die Hand auf den Busen legend, daß ihm ihr Ring in's Auge schien, „solche häßliche Gedanken darfst Du nicht haben."

„Berlinde," sprach er plötzlich hastig, „wenn nun in meiner Familie ein Verbrechen verübt worden

wäre, wenn Einer meiner nächsten Ahnen sich eines schweren Betrugs schuldig gemacht, über den aufzuklären es zu spät ist, würdest Du mich weniger lieben?"

Eine heiße Röthe flog über das Gesicht des stolzen Mädchens, ihre Lippen zuckten, aber nur einen Augenblick, dann sagte sie fest: „Ich würde Dich beklagen, daß Du nicht liebend und bewundernd aufsehen kannst zu Deinen Ahnen, aber Dich lieben wie immer."

Lenz athmete auf. „Du hast eine schwere Last von meinem Herzen genommen," erwiderte er, „ich danke Dir."

Berlinde aber umschlang ihn fester und flüsterte: „Ich will Dir noch mehr sagen, selbst wenn Du ein Verbrechen begangen hättest, würde ich Dich lieben."

„Das könntest Du nicht," rief Lenz.

„Doch," antwortete sie, „es wäre entsetzlich, und ich würde mich unendlich grämen, daß Gott mich so hart prüft, aber lieben würde ich Dich doch und würde Dich los beten von aller Strafe, bis ich todt wäre."

Sie hatte die Hände gefaltet und sah ernst vor sich nieder. Lenz gab ihr keine Antwort, aber tief im Herzen fühlte er's wieder, was es um die Liebe eines Weibes ist, wie er's einst gefühlt, als Richenza

ihm entsagt. Die Liebe zu den andern schönen Frauen hatte er fast vergessen, nur seine erste Liebe tauchte herauf mit all' ihrem süßen Zauber, und es war ihm, als sei Richenza in Berlinde wieder aufgelebt, als sei dies schöne, stolze Mädchen, das er als sein Weib heimführen wollte, die Erfüllung dessen, was er als Jüngling geträumt und gehofft.

Die beiden Liebenden waren wieder in so tiefes Sinnen versunken, daß sie erschrocken zusammenfuhren, als Frau Cläre im Nebenzimmer plötzlich erschrocken rief: „Ach, all' Ihr lieben Heiligen, da kommen Gäste, und mein Herr ist nicht daheim!"

„Wer kann denn das sein," sprach Berlinde aufstehend, aber ehe sie noch ins Zimmer eilen konnte, stürzten schon die Basen herein mit dem Rufe: „Berlinde, es ist dein Ohm aus Buch!"

„Wahrhaftig," rief Berlinde, nachdem sie glücklich an's Fenster des Nebenzimmers gelangt war, „es ist der Ohm und Ludolph Grieben, der ist mir auch versippt," fügte sie gegen Lenz gewandt hinzu, „da hätte Ohm Fritz sich die Reise sparen können."

Das gab Verwirrung und Bewegung in dem Patrizierhause. Frau Cläre lief in heller Verzweiflung hin und her, die Basen redeten alle durcheinander,

so daß die Winsin endlich rechts und links Ohrfeigen austheilte, um sie zum Schweigen zu bringen, womit sie auch nicht viel mehr bewirkte, als daß sie nun anfingen jämmerlich zu weinen und erst recht Alles verkehrt anfingen.

Ruhig und freundlich wie immer hatte unterdessen Berlinde Lenz gebeten, den Gästen entgegen zu gehen, und dieser hatte der Bitte Folge geleistet. Die beiden Herren hatten ihr Gefolge in der Herberge gelassen und waren zu Fuß gekommen. Buch prallte zurück als er Lenz sah, dieser erröthete leicht, und so standen sie sich schweigend eine ganze Weile gegenüber.

Ludolph Grieben, ein ehrlicher Altmärker, sah bald den Einen, bald den Andern verwundert an.

„Lenz Schadewacht," rief Buch endlich, „hier also finde ich Dich, was suchst Du hier."

„Ich weiß nicht, wer Euch meinen Namen genannt," entgegnete Lenz stolz, „was ich hier suche, brauche ich Euch wohl nicht zu sagen, denn da der Herr dieses Hauses mir erlaubt, hierher zu kommen, bin ich wohl keinem Andern Rechenschaft schuldig."

„Nur nicht so hochmüthig, mein Freund," erwiderte Buch, „ich kenne Häuser, in denen Ihr Euch auch

ohne Erlaubniß des Hausherrn aufhieltet, ja ich kenne Länder, die Ihr betratet, obgleich sie Euch verboten."

„Kommt Ihr in Markgraf Otto's Namen, um mich zur Rede zu stellen, wegen unbefugten Eindringens in seine Lande."

„Nein," sagte Buch lächelnd, „ich komme nur, um meine Schwestertochter nach Buch zu holen, hoffentlich habt Ihr nichts dagegen einzuwenden."

„Ei freilich hat er etwas dagegen einzuwenden," rief Berlinde, die jetzt hervortrat und sich an den Arm des Alten hängte.

Buch runzelte die Stirn. „Möchte wohl wissen was," murrte er. Berlinde aber entgegnete lustig: „Das sollt Ihr wohl rathen, Ohm, ich will's Euch schon sagen, wenn es so weit ist, oder er wird's wohl selber thun, jetzt kommt nur hinein."

Frau Cläre hatte sich unterdessen wenigstens einigermaßen gesammelt; hatte sie doch neulich vor dem Herrn Markgrafen selber gestanden, warum sollte sie sich durch zwei alte Männer, die sie obenein gut genug kannte, aus der Ruhe bringen lassen. Sie trat ihnen daher mit der möglichsten Festigkeit entgegen und führte sie in den Speisegaden, wo sie die Mahlzeit herrichten ließ. Lenz theilte dieselbe natürlich,

und das Gespräch drehte sich dabei um gleichgültige Dinge, doch entging es Lenz nicht, daß Buch ihn scharf beobachtete.

Der wackere Ludolph Grieben hatte nach der Mahlzeit noch vielerlei in Berlin zu besorgen und Lenz blieb mit dem Alten von Buch allein, der gleich nach Griebens Entfernung ihn mit den Worten anredete: „Wißt Ihr, was Wins bei mir in Buch will?“

„Er wollte Euch fragen, ob Ihr gleich ihm gesonnen wäret, mir die Hand Eurer Schwestertochter zu bewilligen?“

„Berlindes Hand,“ fuhr Buch auf, „wie kommt Ihr darauf?“

„Wie kamt Ihr darauf, als Ihr um Eurer Frauen Hand warbt?“ fragte Lenz lächelnd dagegen.

„Und will denn Berlinde die Eure werden?“ forschte Buch.

„Fragt sie selbst danach, Herr, wenn es Euch also beliebt,“ erwiderte Lenz ruhig.

„Fürwahr, das will ich auch,“ rief der Alte; „das Kind soll seinen Willen haben, aber ich muß erst wissen, wie der ist, dazu muß ich sie aber ordentlich fragen, denn so ein Mädchen weiß selbst nicht, was es will.“

„Fragt sie immerhin," sagte Lenz abermals.

„Ihr scheint ja Eurer Sache sehr sicher zu sein," bemerkte der Alte, „geht denn in Gottes Namen und ruft mir das Kind hierher."

Als Lenz ihn verlassen hatte, blickte der Ritter sinnend vor sich nieder. „Ich sah ihn ein Weib aus meinem Hause entführen," murmelte er, „ich habe ihm oft geflucht, weil er mich tief gekränkt; nun soll ich ihm meiner Schwester einzig Kind geben?"

Berlindes Eintritt unterbrach ihn, sie blieb dicht vor ihm stehen, die Hände über der Brust gefaltet, ein trotziges Lächeln um den hübschen Mund.

„Lenz hat mir's gesagt," begann Buch, „warum Du nicht mit nach Buch sollst; ich will aber wissen, ob Du aus freien Stücken sein Weib werden magst, ob Du ihn wirklich von Herzen liebst und ehrst?"

„Ja, Ohm, das thue ich und wenn Ihr mich einem Andern gebt, lege ich mich in den Sarg," erwiderte sie mit fester Stimme.

„Du bist doch immer dieselbe," schalt der Alte, „immer oben hinaus; warte es doch erst ab, ob wir Dich einem Andern geben wollen; ist denn der Ohm von Buch so gar grausam gegen Dich gewesen bisher?"

„Nein, das waret Ihr nicht," antwortete Berlinde und nahm seine große Hand zwischen ihre feinen Finger, „aber wißt Ihr, wenn's zum Heirathen kommt, denn wollen die Alten immer anders wie die Jungen."

„Weil die Alten besser zusehen als die Jungen, närrisches Kind!"

„Verkehrt, Ohm, die Jungen haben hellere Augen. Die Alten sehen Alles trübe, weil ihre Augen trübe geworden sind, und ich weiß nicht einmal, was Du an Lenz trübe sehen willst."

„Mein Herzenskind," erwiderte der Alte, „ich kannte ein sehr schönes Weib, das liebte Lenz unendlich, und Du selbst halfst ihm ja zu ihr."

„Ihr meint die schöne, traurige Lutgarde," fiel Berlinde ein, „laßt sie schlummern in ihrem Grabe, ich bin nicht eifersüchtig auf die Todten, und auf die Lebenden auch nicht. Besinnt Euch nur nicht lange, Ohm, sondern sagt endlich in Gottes Namen ja."

„Du mußt nun einmal allzeit Deinen Willen durchsetzen," lachte der Alte, bei dem die Rauhheit auch mehr äußerlich als innerlich war. „Ich hab' auch nichts gegen den Schadewacht, sein Name ist gut, sein Reichthum nicht groß, aber ausreichend, er

ist ein tapferer Degen und hat einen klugen Kopf, nur daß er meinem Markgrafen feind ist, gefällt mir nicht."

„Ach, schweigt nur von Eurem Markgrafen," rief Berlinde, „der Lenz eine Jugendthorheit nachträgt —"

„Soll er etwa kommen und ihn um Gotteswillen bitten, daß er wieder sein Freund sei."

„Das kann man Alles machen," behauptete Berlinde, „dann sucht man ihn zu treffen oder läßt einen Dritten mit ihm reden und dann wäre Alles gut!"

„Wie klug Du bist," lachte der Alte. Berlinde aber fuhr eifrig fort: „Der Markgraf will aber nicht, der denkt, Lenz soll eines Tages kommen und ihm zu Füßen fallen, ihn um Vergebung bitten, das thut nun Lenz nicht, weil er viel zu stolz dazu ist und so bleiben sie ewig von einander getrennt. Auf meines Liebsten Stirn aber bleibt die dunkle Wolke, meine Liebe bannt sie nicht, und wenn er mir auf meine Frage, was ihm denn das Herz so schwer mache, auch jedesmal eine andere Antwort giebt, ich weiß die Wahrheit doch."

„So sehr hängt er also an dem Helden seiner Jugend," sagte Buch sinnend.

„Freilich," entgegnete das Mädchen immer eifriger werdend, mit immer glühenderen Wangen, „und thöricht ist's von dem Markgrafen obenein, denn Lenz ist gar klug, das hat Markgraf Otto der Lange selbst gesagt, als er hier bei uns war, wie er mit seinem Rosse gestürzt war."

„Otto der Lange war hier," fuhr Buch auf, „hat er Lenz für seinen Dienst erworben?"

„Ach, der denkt ja nur an Euren Markgrafen, aber jetzt kommt mit zu ihm."

Sie zog ihn mit sich fort und er mußte selbst ihre Hand in die des Geliebten legen, der ihm mit klugen Worten dafür dankte. Aber Berlinde hatte Recht, es lag wieder eine Wolke auf seiner Stirn, und als sie ihn schmeichelnd um die Ursache derselben fragte, entgegnete er zögernd: „Mein Herz, wenn ich Buch sehe, dann muß ich an Markgraf Otto denken und dann wird mir trüb' zu Sinne."

„Warum suchtet Ihr Euch dem Fürsten nicht zu nähern?" fragte Buch.

„Markgraf Otto grollt mir noch immer, ich weiß es," lautete die Antwort.

„Und wenn er Euch nicht mehr grollte,“ rief Buch, jetzt seine Hand auf die Schulter des Schadewacht legend, „wenn er Alles wüßte, was Ihr bei Frose und in Magdeburg für ihn gethan?“

„Hat die Markgräfin mich verrathen?“ rief Lenz.

„Wenn ich,“ fuhr Buch ohne auf die Einwendung zu achten fort, „auf sein Geheiß, nach Schönholz und als ich Euch da nicht fand, nach Berlin geritten wäre, um zu erforschen, ob der Schadewacht wieder Markgraf Otto's Freund sein wolle?“

Berlinde schrie laut auf und warf sich an die Brust des Alten, Lenz aber entgegnete mit leuchtenden Augen: „Dann würde ich sagen, daß auch mein letzter Wunsch erfüllt und ich nach stürmischer Fahrt endlich bis in den Hafen gelangt sei.“

Buch reichte ihm die Hand hin und sagte mild: „Das will ich meinem Herrn ausrichten, Ihr haltet Euch ruhig, bis Ihr von uns hört, und das Kind, nun das will ich nur hier lassen, denn Frau Cläre hatte sich's immer ausbedungen, sie in ihrem Hause zu verheirathen, aber zur Hochzeit komme ich.“

„Hochzeit!“ wiederholte Berlinde und ihre Augen sahen so glücklich aus dabei, daß Lenz sie trotz des Ohms Gegenwart küssen mußte.

Jetzt kehrte auch Ludolph Grieben zurück und Alle begaben sich zu Frau Cläre, die schon etwas gereizter Laune war, daß so lange Niemand nach ihr gefragt hatte.

„Ich werde Eurem Herrn, der nun unverrichteter Sache aus Buch wiederkehren wird, entgegenreiten, und ihm sagen, daß Alles in Ordnung," sagte Buch zu Frau Cläre, die bei dem Gedanken an die Heimkehr ihres Gemahls ganz vergnügt wurde. Als nun vollends Beide, Ludolph Grieben sowohl als Johann Buch, ihrer Küche und ihrem Keller die allergrößte Ehre anthaten, da söhnte sie sich mit ihren unerwarteten Gästen vollends aus.

Lenz und Berlinde aber gingen Hand in Hand wie die Kinder in der Thorstube auf und nieder, in Gedanken schon im eigenen Hause. Auch die letzte Wolke war von unseres Helden Stirn verschwunden, spiegelglatt lag der Hafen vor ihm, der Hafen häuslichen Glücks.

Vierzehntes Capitel.

Wie sie heimzogen.

Die Treue sei des deutschen Volkes Ruhm,
So hört' ich sagen und ich glaub' es fest.
Ernst Herzog von Schwaben.

Ueber die Haide hin jagt Lenz Schadewacht und neben ihm Berlinde; nicht mehr Berlinde Wins, sondern seit acht Tagen schon die Gemahlin des Freien Schadewacht; wie die Augen leuchten, und die Wangen glühen, die Herzen pochen und die Hände sich nicht loslassen bei dem tollen Ritt. Weit hinter sich haben sie ihr stattliches Gefolge gelassen, sie ziehen ja heim, heim in das alte Haus zu Schönholz und der Weg, er dünkt ihnen so unendlich lang, als könnten sie nimmer hinkommen.

Zu Berlin an der Spree hatte Lenz seine Hochzeit gefeiert, Johann Buch hatte sich mit seiner Gemahlin als Gast eingefunden, aber keine Botschaft

mitgebracht von Markgraf Otto, wie Lenz im Stillen gehofft, ja, er hatte es vermieden, mit ihm über den Fürsten zu reden und Berlinde, die vielleicht noch eher ein Wort aus dem wunderlichen Alten herausgelockt hätte, dachte begreiflicherweise mehr an Lenz als an den Markgrafen.

Buch war der Erste von allen Hochzeitsgästen, der zur Reise aufbrach; er wollte mit seiner Gemahlin zunächst nach Schönholz, um dort das junge Paar zu empfangen, auch hatte Lenz plötzlich ein gewaltiges Mißtrauen in seine bisherige Wirthschaft gesetzt, und es war der edlen Frau von Buch gar wohlthätig, daß sie auf Schönholz Alles für die neue Herrin in Ordnung bringen durfte, da sie selbiger doch nicht die Hochzeit hatte ausrichten können.

Fritz Wins und Frau Cläre hatten Lenz und Frau Berlinde mit ihrem besten Segen entlassen. Berlinde's Abschiedsthränen trockneten auch schnell, und sie konnte sich garnichts schönerer denken als diesen Heimritt. Droben am Himmel schien die Herbstsonne goldig und hell, in den Herzen der Beiden aber schien sie noch viel heller. Und endlich, rief Lenz dem geliebten Weibe zu: „Da ist die Feldmark von Schönholz, hier beginnt dein Eigenthum!“

Beide Arme breitete die junge Frau aus, als wolle sie die ganze Heimath des Mannes an ihr Herz ziehen und dazu standen die Thränen in ihren Augen.

Als sie aber an der ersten Hütte vorbeikamen, flog ihnen ein lauter Jubelruf entgegen; das ganze Dorf war da in Festkleidern und an jeder Hütte hingen grüne Gewinde. Alt und Jung drängte sich heran, um die neue Herrin zu sehen, die freundlich zu Allen herunternickte und mit ihren weißen Händen winkte, und reichlich allerlei kleine silberne Münzen unter die Menge warf.

„Solch' milde Herrin haben wir lang' nicht gehabt," sprachen die Alten untereinander. Sie hatten Recht, denn Frau Brigitta hatte doch Keiner mehr einziehen sehen, sie hatten nur die harte, strenge Greisin gekannt, und Frau Mathilde mit ihrer Schwermuth war ihnen völlig fremd geblieben. Berlinde aber hatte sofort alle Herzen im Sturm erobert.

„Nun, Sassenblome," wandte sie sich jetzt an ihren Gemahl, dem sie gern den Namen gab, mit dem sie als Kind ihn zuerst begrüßt, „wo ist unser Haus?"

„Dort," sagte er, „da ist die Mauer, über die ich so oft geklettert bin, und die Eiche, in deren Zweigen ich so oft mir ein Leben geträumt voll wunderbaren Glanzes."

„Die Träume sind nicht in Erfüllung gegangen," fragte Berlinde, wie ängstlich zu ihm aufsehend.

„Weit schöner, als ich einst geglaubt," erwiderte Lenz, mit seinen prächtigen Augen in ihr lieblich Angesicht blickend, „ich meinte einst ein Ritter werden zu können, wie die, von denen die Gehrenden singen, aber ein märkisch Kind taugt nicht dazu, das gehört auf seine Scholle —"

„Und auf Deiner Scholle wirst Du ein Ritter sein," unterbrach ihn Berlinde, „ritterlich leben wirst Du allezeit, das weiß ich."

Die Rosse hielten. Lenz schwang sich aus dem Sattel, hob sein junges Weib vom Pferde und trug sie auf seinem Arm über die Schwelle seines Hauses, während seine Knechte und Mägde ein feierliches: „Gott segne Euch!" dazu sprachen. Drinnen in der Halle trat ihnen Margaretha Buch mit einer Fackel entgegen und deutete schweigend auf den Kamin.

Berlinde nahm die Fackel aus der Hand der edlen Frau und zündete das Holz an, das im Kamin

aufgeschichtet lag. Die Flamme loderte hell auf, Lenz aber trat zu seiner Gemahlin, und ihre Hand an seine Lippen ziehend, befestigte er ein mächtiges Schlüsselbund an ihrem Gürtel. Mit feuchten Augen ließ Berlinde dem Gemahl die eine Hand, während die Andere nach dem Schlüsselbunde griff, daß die Schlüssel leise zu klingen begannen, und wie der Klang der Schlüssel sich mit dem Knistern des ersten Feuers vermischte, das sie im eigenen Hause angezündet, da sagte sich Frau Berlinde Schadewachtin mit hohem Stolze, daß sie nun Herrin auf Schönholz sei.

Gesprochen war bis jetzt noch garnicht worden, nun aber trat der Alte von Buch auf Lenz zu und redete ihn mit feierlicher Stimme an: „Die vornehmste Tugend eines christlichen, adligen Hauses ist die Gastfreiheit, und damit Ihr solche zu üben bei Zeiten lernt, sind Gäste in Eurem Hause abgestiegen, die Ihr nun nach Brauch begrüßen mögt.“

Verwundert sah Lenz den Ritter an, was konnte er für Gäste meinen? Buch aber öffnete die Thür der Halle, die in ein enges Gemach führte, das Lenz für sich eingerichtet hatte. —

Mit einem lauten Schrei, als erblicke er eine übernatürliche Erscheinung, stürzte Lenz vorwärts; aber eine Hand ergriff die seinige, und eine klangvolle in tiefer Bewegung zitternde Stimme sprach: „Du willst nicht zu mir kommen, Lenz, Du bist zu stolz, um meine Verzeihung zu erbitten, Du bist auch zu stolz, meinen Dank hören zu wollen; nun wohl, so komme ich zu Dir und frage Dich, ob noch ein Funken von Liebe in Deiner Brust glüht für Otto von Brandenburg?“

„Mein gnädigster Herr,“ stammelte Lenz und blickte freudetrunken in das große blaue Auge des edlen Askaniers, der ihn jetzt mit beiden Armen umfing und an seine Brust drückte.

„Es geht durch alle Lande,“ begann der Markgraf wieder, „der Spruch von deutscher Treue, die Treue ist des deutschen Volkes Ruhm gewesen von Anbeginn, und nie habe ich daran gezweifelt; aber sie treibt ihre edelsten Blüthen im Sande, in Mark Brandenburg.“

„Ich zweifele, ob männiglich in dies Wort einstimmen würde,“ bemerkte Buch, „es werden auch Andere diesen Ruhm begehren und Beweise dafür aufbringen.“

„Desto besser," rief Otto, „dann ist's ein Zeichen, daß der alte Spruch nicht gelogen, und die Treue wirklich der Deutschen Erbtheil allerwärts; laßt mir aber doch immerhin den Glauben, daß sie in Brandenburg am reinsten sei, ich thue ja keinem Menschen ein Leid's damit."

Buch verneigte sich lächelnd und widersprach nicht mehr.

Der Markgraf aber trat auf die junge Frau zu und sagte: „Ihr müßt mir's schon vergeben, daß ich Euch den ersten Tag in Eurem Hause also störe, aber wenn ich es nicht mit List dahin gebracht hätte, diesen Trotzkopf wieder zu sehen, so wären wir vielleicht in alle Ewigkeit nicht zusammen gekommen. Lange bleibe ich auch nicht, denn von den Irrfahrten Eures Herrn will ich erfahren, wenn er mich zu Tangermünde oder Alt-Brandenburg heimsucht, und das muß er bald thun."

„Ich komme, ich komme," rief Lenz jubelnd.

„Ich wollte, Du bliebest dann drüben," bemerkte Otto, „es sind genug erledigte Lehen da, die ich mit Freuden Dir auftragen würde; dann wärest Du an mich gebunden, und ich brauchte nicht zu fürchten, daß Dir mein Vetter endlich doch lieber sein würde, als ich."

„Verzeiht, gnädigster Herr," erwiderte Lenz ernst und fest, „Ihr wißt, daß ich ein Gelübte that, kein Lehen zu empfangen, von wem es auch sei, das habe ich gehalten bisher, und auch Euer Lehnsmann kann ich nicht werden, wenngleich ich Euch am liebsten unterthänig würde. Was aber die Treue gegen Euch anbelangt und meine Liebe zu Euch, so meine ich, da ich sie Euch bewahrt, als Ihr mir Eure Gunst entzogen, so werde ich sie doch viel mehr noch halten, nun mir Eure Gnade wieder hell leuchtet, wie ehemals."

Otto drückte die Hand des stolzen Mannes. „Es ist mir nur um Euch," sagte er dann, und eine leise Besorgniß klang wirklich aus dem Ton seiner Stimme heraus, „man ist den Freien schon lange feind, das wißt Ihr so gut als ich, jetzt aber möchte man sie geringer ansehen, als die Lehnsleute, den Bürgern gleich machen, namentlich wo nicht großer Reichthum sie in den Stand setzt, als Edle aufzutreten; man sucht es mit Absicht zu vergessen, daß sie Ritterbürtige sind."

„Laßt sie's nur vergessen, gnädigster Herr," fiel Lenz ein, „die Freien werden sie schon daran erinnern, wenn sie es am unrechten Ort ihnen sollten fühlbar

machen. Zürnet mir nicht, mein theurer Herr und Markgraf, aber ich will in der Freiheit sterben, wie ich in ihr gelebt, wie ich es Wolf Plote versprach."

„Ich zürne Dir nicht," entgegnete der Markgraf, „ich beklage mich nur, daß ich Deines Schwertes entbehren muß."

„Das ist ein ganz ander Ding," rief Lenz jetzt mit leuchtenden Augen, „mein Schwert ist doch Euer, und wenn Ihr den Unheilstag von Frose wett macht, dann ficht der Schadewacht mit unverhülltem Schild an Eurer Seite!"

„So sei es," antwortete der Markgraf befriedigt. Der alte Buch aber sah so heiter aus, wie seit vielen Jahren nicht, auch ihm hatte die Ungnade des Fürsten auf der Seele gebrannt, so gleichgültig er sie äußerlich getragen und erst jetzt, da er ihn Hand in Hand mit Lenz stehen sah, dünkte ihm die Versöhnung eine vollkommene. Berlinde aber legte dankend die Hände zusammen, und ihr Herz schlug jetzt in wahrer Freude.

Noch eine Stunde weilte Markgraf Otto auf Schönholz, dann begab er sich mit dem Buch'schen Ehepaar nach Tangermünde. Von dort war er, durch Buch genau von der Hochzeit und Ankunft des jungen Paares unterrichtet, gekommen, um seinen ehemaligen Liebling wieder zu sehen.

Als die Gäste fort waren, sagte Berlinde zu ihrem Gemahl: „Da soll es in Mark Brandenburg kein Ritterthum geben, nun, wenn Markgraf Otto kein Ritter ist, dann giebt's überhaupt gar keine."

Lenz nickte. „Freilich, und laß uns Gott danken, daß Alles so gekommen." Die junge Frau legte ihre Hände auf die des schönen, stolzen Mannes und so beteten sie miteinander.

Dann aber begann sie ihr Haus einer ganz genauen Besichtigung zu unterwerfen, wobei Lenz sie führte. Das schwere Schlüsselbund in ihrem Gürtel klingelte lustig dazu, und dem Schadewacht war's, als habe er nie lieblichere Musik gehört.

Die Stürme waren überstanden, er war im Hafen.

Fünfzehntes Capitel.

Wie es zu Ende ging.

Hier endet es gleich einem Weibermärchen.
Webster.

Lenz Schadewacht fühlte sich im Hafen seines häuslichen Glückes so unendlich wohl, daß er ohne sein dem Markgrafen gegebenes Versprechen wohl schwerlich daran gedacht hätte, ihn je wieder zu verlassen, so aber zog er schon im nächsten Jahre mit hinaus gegen die Magdeburger und half Staßfurt belagern. Vor Staßfurt war es, wo besorgte Diener dem Markgrafen riethen, nicht wie es seine Art war, nur mit dem Barett in's Gefecht zu reiten, sondern den Helm aufzubehalten und hier gerade mußte ihn jener Pfeil treffen, dessen Spitze den Helm durchdrang und über Jahr und Tag in der Heldenstirn stecken blieb, weil kein Arzt Geschicklichkeit genug besaß, sie zu entfernen. „Otto mit dem Pfeil," hieß

der Markgraf von da an überall und unter diesem Namen kennt ihn Mark Brandenburg noch heute.

Als Lenz aus dem Feldzuge zurückkehrte, trug ihm seine Gemahlin seinen Erben entgegen, der war Segeband genannt worden, nach dem Gemahl der frommen Frau Amaley Berge, mit welchem Ehepaar die Schadewacht's gar innig befreundet waren. Amaley stand übrigens auch noch mit Pommern in Verbindung und Lenz erfuhr, daß Burkard Dewitz hochgeehrt und angesehen als Schloßhauptmann zu Stettin sitze, daß er treu bei Herzog Mestowin ausgehalten habe, der nach einem Leben voll schwerer Enttäuschungen einsam und arm gestorben sei. Seine glänzenden Eigenschaften hätten ihn zu einem besseren Schicksal befähigt, Leichtsinn und Trotz hatten ihn in's Unglück gestürzt. Das Alles erzählte Amaley, die wie ein Röslein noch einmal aufblühte an der Seite des Jugendgeliebten. Berge genoß das größte Vertrauen seines Markgrafen, namentlich Albrechts, dem er einst das Leben gerettet und der nach seinem Tode am Altare St. Petri in der Kirche zu Eberswalde täglich das Gedächtniß des Knappen Segeband von Berge feiern ließ.

Schadewacht's Leben verfloß in der Folge sehr ruhig; mit großer Genugthuung sah er anno 83 den

Markgrafen Erich doch den Bischofsstuhl von Magdeburg besteigen. Wenn Markgraf Otto der Lange in die Heimath kam, verfehlte er niemals, sich an dessen Hof einzufinden und manchen guten Rath zu ertheilen. Am liebsten aber hielt er sich bei Otto mit dem Pfeil auf, und wenn sie nicht miteinander Raths pflogen, dann ließen sie ihre Harfen klingen zum Ergötzen des ganzen Hofes. Droiseke Kröcher hatte Lenz auch wieder gefunden, sein Stern war im Aufsteigen, er schien wirklich der Held von Brandenburg werden zu wollen und sein reiches Leben würde allein ein ganzes Buch ausfüllen.

So theilte sich das Leben unseres Helden zwischen seinem Hause und den Markgrafen, oft genug gelang es ihm, ein freundlicheres Verhältniß zwischen Beiden herzustellen, indem er ihnen immer von Neuem vorstellt, daß sie ja Beide zu Brandenburgs Ruhm arbeiteten. An Feinden fehlte es beiden Fürsten natürlich nicht, und namentlich Otto mit dem Pfeil konnte sich ihrer oft kaum erwehren, da er fast immer in Brandenburg, ihnen also zugänglicher war, als sein Vetter. Da brauchte er oft den guten Rath des Schadewacht und konnte es trotz alledem nicht verhindern, daß die ihm feindselige Geistlichkeit nicht

eher ruhte, als bis Bann und Interdict über Mark Brandenburg ausgesprochen wurde.

Das war ein schwerer Schlag für den Fürsten, ein tiefer Kummer auch für Lenz und Berlinde, und schwer trugen alle frommen Herzen daran. Doch gab es ganze Orden, welche das Vorrecht hatten, auch während des Interdicts Messe zu lesen und kirchliche Functionen zu verrichten; meilenweit sah man oft die heilsbedürftigen Seelen zu den Altären der Franziskaner und der Kalandsgilden wallen, um eine Messe zu hören, auch Lenz und Berlinde haben solcher Wallfahrten viel gethan, bis die Glocken wieder zur Kirche riefen und das Interdict aufgehört hatte. Es war Lenz Schadewacht noch beschieden zu sehen, wie Brandenburg immer mächtiger, immer herrlicher heranblühte. Auf dem Herrenhofe zu Schönholz tummelte sich mit seinen Knaben auch der junge Markgraf Waldemar, den er besonders liebte. Ein stilles, aber ein reiches, glückliches Leben war es, das Lenz an der Seite seiner Berlinde führte; von seinen Leuten angebetet, von seinem Fürsten geliebt, blieb er immer derselbe, freie, ritterliche Schadewacht. Ganz und voll hat Otto mit dem Pfeil erfahren, wie Lenz Treue gehalten an Brandenburg. Amaley

hat dem Markgrafen Alles verrathen, und wenn dieser auch nie mit Lenz darüber gesprochen, so hat er es ihn doch fühlen lassen, daß er ihn seinem vollen Werthe nach zu schätzen wisse. Die Art und Weise des Schadewacht wurde übrigens bald so bekannt bei Hofe, daß man ihn kurzweg nur den „Ritter" zu nennen pflegte.

Daß Markgräfin Heilwig Lenz eine gütige Herrin war, brauchen wir wohl nicht zu erwähnen, nur über Lutgarde's Geschichte hat sie nie mit ihm gesprochen, auch Buch und der Markgraf vermieden es. Die Einzige, die ihn zuweilen daran erinnerte, war Giselberta Alvensleben, die er auf der Isernschnibbe besucht hatte. Sie war noch immer eine hübsche, kleine Frau und blieb es eigentlich bis an ihr Lebensende, auch als die goldenen Locken weiß geworden waren. Der erste trübe Schatten fiel auf das Glück des Schadewacht, als Frau Heilwig starb. Otto mit dem Pfeil konnte sich von diesem Schlage nie erholen; er hatte sein Weib unaussprechlich geliebt und stand nun allein, kinderlos in der Welt. Mit ihrem Tode verstummte seine Harfe, und er weinte bitterlich, wenn er das Lied singen hörte, das er einst für sie gedichtet:

„Dein durchleuchtig rother Mund
Macht mein Herz zum Tode wund.“

Schon ein Jahr darauf folgte er ihr, seine ganze große Erbschaft Waldemar hinterlassend.

Mit Otto's Tode begann Lenz merklich zu altern, aber die große Zeit, die unter Waldemar für Brandenburg aufging, ließ auch sein Herz in jugendlichem Feuer schlagen und nach wie vor blieb er der Angesehensten Einer im Lande. Der kluge Waldemar wußte wohl, daß gerade die, welche wie Lenz so im Stillen wirkten, am meisten beitrugen, Brandenburg stark und fest zu machen.

Was Lenz Schadewacht und Otto mit dem Pfeil einst zu Jerichow geträumt, es war in Erfüllung gegangen, Brandenburg war groß und herrlich geworden vor allen Andern, und als Lenz es auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes gesehen, kam der Tod über den greisen Mann, sanft und mild. Bei hellem Sonnenschein, unter Fliederduft und Vogelsang schlummerte er in den Armen seines Weibes ein. Berlinde hat ihn nicht lange überlebt. An ihren Särgen aber stand als oberster Leidtragender Markgraf Waldemar selbst.

Das war eine Geschichte aus alten Tagen, eine Geschichte, die heute fast wie ein Märchen klingt,

denn all' die Menschen, die an uns vorüber zogen, sie dachten und fühlten anders als wir und doch haben auch sie redlich gestrebt und gekämpft für hohe, unvergängliche Ziele. Ihre Namen sind verklungen, ihre Thaten halb vergessen. Vom großen Waldemar wissen wir wohl noch, aber von dem ritterlichen Markgrafen mit dem Pfeil geben höchstens seine Lieder noch Kunde. Seine Lieder aber leben noch immer in Mark Brandenburg, und wenn ein heller Sommertag aufgeht über dem lieben theuren Lande, das sie spottend des deutschen Reichs Streusandbüchse genannt — freilich, der Sand ist ihnen oft in die Augen geflogen, daß sie blind davon geworden — wenn die Schwalben jubelnd zum Himmel aufsteigen, die Aehren im Winde wogen und die Schmetterlinge sich auf den Wiesenblumen schaukeln, dann zieht's wohl wie leiser Harfenklang durch die Luft, liebliche Weisen ertönen geheimnißvoll und wer Mark Brandenburg kennt und seine Geschichte, der findet zu diesen Weisen keinen anderen Text als Markgraf Otto's Lied:

„Dein durchleuchtig rother Mund
Macht mein Herz zum Tode wund."

Vom Grabe Lenz Schadewacht's, den sie den „Ritter" nannten, ist keine Spur mehr aufzufinden,

aber es hat vor und nach ihm noch Viele gegeben in unseren Landen, die in seinem Geiste wandelten; er war keine Ausnahme, aber eines der glänzendsten Beispiele jener märkischen Junker, die da Ritter waren auch ohne die goldenen Sporen.

Die edlen Askanier schwingen ihr mildes Scepter schon lange nicht mehr über Brandenburg, aber jenes große fränkische Dynastengeschlecht, das sich Hohenzollern nennt, ist weiter gegangen in den Bahnen der Anhaltiner. Das Reich, welches sie regieren, es heißt nicht mehr Brandenburg, sondern Preußen oder auch Norddeutschland, aber Kern und Stern desselben bleibt doch Mark Brandenburg, und darum ist es wohl in der Ordnung, zu forschen und zu fragen nach der Vergangenheit dieses kleinen unscheinbaren Landes, das Gott so wunderbare Wege geführt hat.

Allen aber, die da zwischen Sumpf und Sand, zwischen Moor und Haide geboren, diene Lenz Schadewacht zum Beispiel und zur Nacheiferung fest zu halten an der Treue für Mark Brandenburg.

Gott aber segne märkische Haide, märkischen Sand und märkische Kinder, Gott segne Mark Brandenburg allewege! Amen!

Inhalts-Verzeichniß.

Druck von C. E. Freyhoff in Nauen.